



# Leseprobe

Carsten Jensen  
**Wir Ertrunkenen**  
Roman

---

»Dieser Roman hat Geschichte geschrieben – eine unglaubliche Erfolgsgeschichte!« *ARD, Titel, Thesen, Temperamente*

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



---

Seiten: 816

Erscheinungstermin: 14. Mai 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

CARSTEN JENSEN, geboren 1952, wuchs in Marstal auf der dänischen Insel Æro auf. Er ist einer der profiliertesten politischen Journalisten Dänemarks. Daneben arbeitet er auch als Literaturkritiker und schreibt Bücher. Mit seinem Bestseller *Wir Ertrunkenen*, seinem dritten Roman, gelang ihm der internationale Durchbruch. 2009 wurde er mit dem Olof Palme Preis ausgezeichnet.

*Wir Ertrunkenen* in der Presse:

»Carsten Jensen hat den Bewohnern seiner Heimatinsel ein Jahrhundertepos gewidmet – einen dicken Schmöker, der im Kielwasser eines Melville und Conrad zwischen Südsee, Nordatlantik und Ostsee pendelt und einen nicht wieder loslässt.«

*Ulrich Baron auf [spiegel.de](http://spiegel.de)*

»Dieser Roman hat Geschichte geschrieben – eine unglaubliche Erfolgsgeschichte!«

*ARD, Titel, Thesen, Temperamente*

»Carsten Jensen kennt die tausend Anekdoten und Familiengeschichten, weiß um die tragischen wie faszinierenden Erzählungen, die das Meer in das uralte Inselstädtchen eingeschrieben hat. Mit Geschick und Fantasie hat Jensen sie zu einer großen Narration zusammengewoben.«

*mare*

»Nach 784 Seiten ist man auch als eingefleischte Landratte traurig, wenn man von den weitgereisten Fischköpfen aus Marstal Abschied nehmen muss.«

*Neue Zürcher Zeitung*

»Was für ein Buch, was für ein gewaltiges Buch!«

*DIE ZEIT*

*Außerdem von Carsten Jensen lieferbar:*

*Carsten Jensen, Der erste Stein*

*Für meine Mutter und meinen Vater*

# INHALT

## I

- Die Stiefel 11  
Der Tampen 72  
Das Gesetz 112  
Die Reise 143  
Das Unglück 239

## II

- Die Mole 249  
Die Erscheinungen 288  
Der Junge 356  
Der Polarstern 440

## III

- Die Witwen 449  
Der Möwenmörder 510  
Der Seemann 547  
Die Heimkehr 642

## IV

- Das Ende der Welt 661  
Ein langer Weg nach Hause 779

- Quellen 807  
Dank 809  
Karte 811



---

**I**

---



## DIE STIEFEL

Laurids Madsen war im Himmel gewesen, doch dank seiner Stiefel war er auch wieder heruntergekommen.

Er war nicht bis hoch zum Masttopp geflogen, eher so auf die Höhe der Großrahe eines Vollschiffs. Er hatte am Tor zum Paradies gestanden und den heiligen Petrus gesehen, doch es war nur der Arsch, den der Hüter der Pforte zum Jenseits ihm gezeigt hatte.

Laurids Madsen hätte tot sein sollen. Aber der Tod hatte ihn nicht gewollt, und so wurde er ein anderer.

Bevor Laurids Madsen wegen seines Besuchs im Himmel berühmt wurde, hatte man ihm vorgehalten, eigenhändig einen Krieg angezettelt zu haben. Mit sechs hatte Laurids seinen Vater, Rasmus, ans Meer verloren, und mit vierzehn war er mit der *Anna* aus Marstal in See gestochen. Drei Monate später war die *Anna* in der Ostsee untergegangen. Die Besatzung wurde von einer amerikanischen Brigg gerettet, seither hatte Laurids Madsen von Amerika geträumt.

Mit achtzehn hatte er in Flensburg sein Steuermannspatent bestanden und noch im selben Jahr bei Mandal vor der Küste Norwegens ein zweites Mal Schiffbruch erlitten; dort hatte er in einer kalten Oktonacht auf einer Schäre gestanden, die von den Wellen überspült wurde, und Ausschau nach Rettung gehalten. Fünf Jahre war er über die Weltmeere gesegelt. Er hatte Kap Hoorn umrundet und in der pechschwarzen Nacht den Schrei des Pinguins gehört. Er hatte Valparaiso gesehen, die Westküste von Amerika und Sydney, wo die Bäume im Winter statt der Blätter die Borke verlieren und die Kängurus umherhüpfen. Er hatte ein Mädchen mit Augen wie Weintrauben getroffen, das auf den Namen

Sally Brown hörte, und wusste von der Foretop Street, La Boca, Barbary Coast und der Tiger Bay zu berichten. Er hatte den Äquator überquert, Neptun begrüßt und den Stoß gespürt, als das Schiff die Linie kreuzte. Er hatte aus diesem Anlass Salzwasser, Fischöl und Essig getrunken. Er war mit Teer, Lampenruß und Leim getauft und mit einem rostigen Messer mit schartiger Klinge rasiert worden, seine Schmitze hatte man mit Salz und Kalk versorgt. Er hatte die ockerfarbene Wange der pockennarbigten Amphitrite geküsst und die Nase in ihr Riechfläschchen voller abgeschnittener Nägel gesteckt.

Laurids Madsen war weit herumgekommen.

Wie so viele. Doch als Einziger war er mit der fixen Idee heimgekehrt, dass in Marstal alles zu klein und zu eng war, und um das zu beweisen, redete er ständig in einer Sprache, die er «amerikanisch» nannte. Ein Jahr war er auf der Kriegsfregatte *Neversink* gefahren und hatte dabei das fremde Idiom gelernt.

«*Gevin nem belong mi* Laurids Madsen», sagte er.

Er hatte drei Söhne und eine Tochter mit Karoline Grube aus der Nygade. Rasmus, genannt nach Laurids' Vater, Esben und Albert. Das Mädchen hieß Else und war die Älteste. Rasmus, Esben und Else schlugen nach der Mutter; wie sie waren sie nicht sonderlich groß gewachsen und sagten nicht viel. Albert glich seinem Vater. Bereits als Vierjähriger war er ebenso groß wie der drei Jahre ältere Esben. Ständig kullerte er eine englische Kanonenkugel aus Gusseisen umher und versuchte wieder und wieder, sie hochzuheben. Er ging in die Knie und bekam einen verbissenen und stieren Blick, doch noch war sie zu schwer für ihn.

«*Heave away, my jolly boys! Heave away my bullies!*», spornete Laurids ihn an, wenn er die Versuche seines Jüngsten sah.

Die Kugel war 1807 während der englischen Belagerung von Marstal durch das Dach des Hauses in der Korsgade geschlagen. Großmutter hatte sich dermaßen erschrocken, dass sie Laurids mitten auf dem Küchenfußboden zur Welt gebracht hatte. Wenn Albert nicht gerade damit unterwegs war, hatte die Kanonenkugel ihren festen Platz in der Küche: Karoline benutzte sie dort als Stößel, um im Mörser Senf zu mahlen.

«Tja, genauso gut hättest du deine Ankunft auf diese Weise ankündigen können», hatte Rasmus einmal zu Laurids gesagt, «so groß, wie du

warst, als du zur Welt kamst. Wenn der Storch dich verloren hätte, wärst du auch wie eine englische Kanonenkugel durchs Dach geschossen.»

«*Finggu*», sagte Laurids und hob den Finger.

Er wollte den Kindern die amerikanische Sprache beibringen.

*Fut* bedeutete Fuß. Er zeigte auf den Stiefel. *Maus* war der Mund.

Er rieb sich den Bauch, wenn er sich zu Tisch setzte, und bleckte die Zähne.

«*Hanggre*.»

So verstanden alle, dass er Hunger hatte.

Mutter hieß *misis*, Vater *papa tru*. Wenn Laurids nicht da war, sagten sie Mutter und Vater genau wie alle anderen Kinder, mit Ausnahme von Albert. Er war der besondere Liebling seines Vaters.

Für die Kinder gab es viele Bezeichnungen. *Pikinini*, *bullies* und *hearties*.

«*Laikim tumas*», sagte Laurids zu Karoline und spitzte die Lippen, als wollte er ihr einen Kuss geben.

Erst kicherte sie vor Verlegenheit, dann wurde sie böse.

«Führ dich nicht auf wie ein Narr, Laurids», sagte sie.

\* \* \*

Am anderen Ufer der Ostsee kam es in Schleswig-Holstein zum Krieg mit den Deutschen. Man schrieb das Jahr 1848, und der alte Zollamtmann de la Porte erfuhr es als Erster, weil die provisorische Regierung der Aufständischen in Kiel ihm die Proklamation zusammen mit dem Ersuchen schickte, ihnen die Zollkasse auszuhändigen.

Ganz Marstal geriet in Aufruhr, und sofort beschlossen wir einstimmig die Bildung einer Landwehr. An der Spitze stand ein junger Lehrer aus Rise, den wir seither den General nannten. Überall auf den höchsten Punkten der Insel wurden Signalfeuerrichter errichtet; Schwengel, die man an einer langen Stange anbrachte und an deren Ende eine mit altem Tauwerk und Teer gefüllte Tonne hing. Wenn der Feind kam, wurde die brennende Teertonne hochgezogen, um so zu signalisieren, dass der Krieg herangesegelte.

Es gab Feuerzeichen auf dem Knasterbjerg und an der Steilküste bei Vejsnæs, und überall patrouillierten Strandwachen und spähten über das Wasser.

Laurids, der ohnehin vor nichts Respekt hatte, war das Kriegsspektakel leid. Eines Abends, als er auf der Heimreise aus der Eckernförder Bucht an Vejsnæs vorbeikam, segelte er dicht auf den Strand zu und brüllte, dass es über das Wasser gellte: «Der Deutsche ist hinter mir her!»

Wenige Minuten später brannte die Tonne auf dem Gipfel des Steilhangs. Dann wurde das Signalfeuer auf dem Knasterbjerg entzündet, und nun sprang das Feuer weiter über die Insel, bis nach Synneshøj, das beinahe zwanzig Kilometer entfernt lag; Ærø stand in Brand wie beim Mittsommernachtsfeuer.

Als die Feuer aufflammten, lag Laurids auf dem Wasser und amüsierte sich köstlich über das gewaltige Durcheinander, das er angerichtet hatte. Doch als er in Marstal anlegte, sah er überall Licht, und obwohl es schon später Abend war, wimmelte es auf den Straßen vor Menschen. Einige riefen unverständliche Befehle, andere weinten und beteten. Eine kampfbereite Gruppe stürmte bereits die Markgade hinauf, bewaffnet mit Sensen, Heugabeln und ein paar Gewehren. Junge Mütter liefen mit ihren schreienden Säuglingen auf dem Arm verschreckt durch die Straßen, überzeugt, dass der Deutsche ihre Nachkommen mit Bajonetten aufspießen würde. Am Brunnen an der Ecke Markgade und Vestergade stand die Frau eines Kapitäns und schimpfte mit ihrer Dienstmagd. Die Frau hatte die Idee, sich vor den Deutschen im Brunnen zu verstecken, und befahl nun dem Mädchen, als Erste in die schwarze Tiefe zu springen.

«Nach Ihnen», sagte das Mädchen.

Wir Männer kommandierten uns ebenfalls herum. Doch es gab einfach zu viele Kapitäne in unserer Stadt, als dass irgendjemand einem anderen gehorchen wollte, und so konnten wir uns lediglich darauf einigen, unter Hersagen vieler Eide feierlich zu schwören, dass wir unser Leben so teuer wie möglich verkaufen würden.

Als der Tumult auf den Pfarrhof in der Kirkestræde bis zu Pastor Zachariassen drang, der an diesem Abend Besuch hatte, fiel eine Dame vor Erschütterung in Ohnmacht, sein zwölfjähriger Sohn Ludvig hin-

gegen griff zu einem Feuerhaken, um das Vaterland gegen den eindringenden Feind zu verteidigen. Daheim bei Lehrer Isager, der auch als Küster tätig war, bereitete sich die ganze Familie auf den bevorstehenden Angriff vor. Alle zwölf Söhne, die zu Hause waren, um den Geburtstag der dicken Frau Isager zu feiern, wurden von ihrer Mutter mit aschegefüllten Tonkrügen ausgestattet und bekamen die Ordre, dem Deutschen die Asche auf den Kopf zu schütten, wenn er sich erlauben sollte, die Küsterwohnung zu stürmen.

An der Spitze der Gruppe, die sich durch die Markgade in Richtung Reeperbahn bewegte, befand sich auch der alte Jeppe, der mit einer Forke fuchtelte und die Deutschen johlend herausforderte; sie sollten nur kommen, wenn sie es wagten. Der kleine Schreiner Laves Petersen musste wieder umkehren. Keck hatte er seine Flinte über der Schulter getragen, und seine Taschen beulten sich vor Kugeln, doch erst während des Eilmarsches bemerkte er, dass er sein Pulver zu Hause vergessen hatte.

An der Marstaler Mühle stand die schwergewichtige Müllerin Madame Weber mit einer Heugabel bereit und verlangte, mit in die Schlacht ziehen zu dürfen, und in der allgemeinen Verwirrung und vielleicht auch, weil sie imponierender daherkam als die meisten von uns Männern, öffneten wir ihr sofort unsere kriegslüsternen Reihen.

Laurids, der ein empfindsames Gemüt hatte, wurde von dem allgemeinen Kampfgeist derart gepackt, dass er nach Hause lief, um eine Waffe zu holen. Karoline und die vier Kinder hatten sich vor Angst unter dem Esstisch der guten Stube versteckt, als er hereinstürmte und munter rief: «Kommt Kinder, jetzt geht's in den Krieg!»

Ein dumpfes Geräusch war zu hören, als Karoline mit dem Kopf an die Unterseite des Esstisches stieß. Mühsam kroch sie unter der Tischdecke hervor und richtete sich zu ihrer vollen Größe auf, wobei sie ihn völlig außer sich anschrie: «Bist du denn ganz von Sinnen, Madsen? Krieg ist nichts für Kinder!»

Rasmus und Esben fingen an, auf und ab zu hüpfen.

«Wir wollen mit! Wir wollen mit!», riefen sie im Chor. «Ach bitte, dürfen wir?»

Und der kleine Albert rollte bereits die Kanonenkugel heran.

«Seid ihr denn alle verrückt geworden?», schrie die Mutter und versetzte dem Nächststehenden eine Ohrfeige. «Seht zu, dass ihr wieder unter den Tisch kommt!»

Laurids lief in die Küche, um sich eine geeignete Waffe zu besorgen, doch er fand nichts Brauchbares.

«Wo ist denn die Bratpfanne?», rief er in die Stube.

«Nicht die», schrie Karoline zurück. «Meine Bratpfanne fasst du nicht an.»

«Na gut, dann nehm ich den Besen», teilte er mit und lief zurück in die Stube. «Jetzt kann sich der Deutsche aber auf etwas gefasst machen.»

Sie hörten, wie die Haustür hinter ihm zufiel.

«Hast du das gehört?», flüsterte Rasmus, der Älteste, Albert zu. «Vater hat nicht mal Amerikanisch geredet.»

«Dieser Verrückte», erklärte die Mutter und schüttelte den Kopf in der Dunkelheit unter dem Esstisch, wohin sie wieder Zuflucht gesucht hatte. «Zieht mit einem Besen in den Krieg.»

Allgemeiner Jubel brach los, als Laurids sich der kampfbereiten Truppe anschloss. Zwar stand er im Ruf, überheblich zu sein, doch er war groß und stark, und es konnte nicht schaden, ihn an der Seite zu haben. Dann fiel unser Blick auf den Besen.

«Hast du keine andere Waffe?»

«Für den Deutschen ist das gut genug», antwortete er und reckte den Besen in die Luft. «Damit fegen wir ihn aus dem Land.»

Wir waren übermütig und lachten über seinen Witz.

«Lasst ein paar Heugabeln zurück», sagte Lars Bødker. «Damit wir die Deutschen hinterher stapeln können, wenn sie alle tot sind.»

Wir kamen hinaus aufs offene Feld. Bis Vejsnæs war es ein Marsch von einer halben Stunde, und wir schritten zügig aus, noch immer mit Angriffslust im Blut. Wir erreichten die Hügel bei Drejet und sahen, wie die Feuer über die Insel flammten, ein Anblick, der unsere Kampfbereitschaft nur noch anstachelte. Dann hörten wir Hufschlag in der Dunkelheit und erstarrten. Nun kam der Feind!

Unsere Hoffnung war, die Deutschen am Strand zu überraschen, aber immerhin hatten wir noch das Terrain auf unserer Seite. Laurids stell-

te sich mit dem Besen in Kampfposur, und wir anderen taten es ihm gleich.

«Wartet auf mich!», tönte es hinter uns.

Es war der kleine Schreiner, der uns nachlief, nachdem er zu Hause sein Pulver geholt hatte.

«Psst!», zischten wir. «Der Deutsche ist ganz in der Nähe.»

Die Hufschläge kamen näher, und nun hörten wir, dass es sich um lediglich ein Pferd handelte. Ein Reiter tauchte aus der Dunkelheit auf. Laves Petersen hob seine Flinte und zielte, doch Laurids legte eine Hand auf den Gewehrlauf.

«Das ist Kontrolleur Bülow», sagte er.

Der Kontrolleur saß rittlings auf einem schweißstriefenden Pferd, dessen schwarze Flanken nach dem scharfen Ritt zitterten. Er hob die Hand.

«Geht wieder nach Hause. Es gibt keine Deutschen bei Vejsnæs.»

«Aber die Tonnen brennen doch!», rief Laves.

«Ich habe mit der Strandwache gesprochen», sagte Bülow. «Es war falscher Alarm.»

«Und wir sind aus unseren warmen Betten gejagt worden. Wofür? Für nichts!»

Madame Weber verschränkte die Arme und sah sich mit einem missmutigen Blick unter uns um, als suchte sie jemanden, auf den sie sich nun stürzen konnte, da uns der Feind eine Abfuhr erteilt hatte.

«Wir haben bewiesen, dass wir vorbereitet sind», sagte der Kontrolleur schlichtend, «aber am allerbesten wäre es doch, wenn sie überhaupt nicht kämen.»

Wir brummt zustimmend. Und obwohl wir einsahen, dass der Standpunkt des Kontrolleurs vernünftig war, blieb es doch eine herbe Enttäuschung. Wir waren bereit, dem Deutschen und dem Tod in die Augen zu sehen, und nun war keiner von beiden auf Ærø an Land gegangen.

«Der Deutsche soll sich bloß vorsehen», sagte Lars Bødker.

Wir spürten die Müdigkeit und machten uns auf den Heimweg. Ein kühler Nachtregen fiel, und niemand sagte ein Wort, bis wir die Mühle erreichten, an der sich Madame Weber von unserer niedergeschlagenen

Truppe trennte. Sie baute sich direkt vor uns auf und hielt die Heugabel in der Hand, als präsentierte sie ein Gewehr.

«Ich wüsste nur zu gern», sagte sie mit drohender Stimme, «wer der Spaßvogel war, der ehrbare Leute dazu bringt, mitten in der Nacht ihre Betten zu verlassen, um in den Krieg zu ziehen.»

Wir alle starrten Laurids an, der mit seinem Besen über der Schulter aus unserer Mitte herausragte.

Doch Laurids zog weder den Kopf ein, noch senkte er den Blick. Stattdessen schaute er uns an. Dann lehnte er sich zurück und begann, direkt in den Regen hineinzulachen.

\* \* \*

Bald schon wurde es ernst mit dem Krieg. Wir wurden zur Marine eingezogen. Der Kriegsdampfer *Hekla* legte im Nachbarort Ærøskøbing an, um uns abzuholen. In einer Reihe standen wir am Pier und wurden einer nach dem anderen aufgerufen, bevor wir an Bord der Barkasse sprangen, die uns zu dem Dampfer bringen sollte. An jenem Abend im November hatten wir uns um den Krieg betrogen gefühlt, doch nun war die Wartezeit vorbei und der Mut groß.

«Ahoi, hier kommt ein Däne mit Leib und Seele, und der hat einen Seesack dabei!», schrie Claus Jakob Clausen.

Er war ein kleiner, sehniger Mann, der immer damit prahlte, dass ein Tätowierer in Kopenhagen, der auf den Namen Stichel-Frederik hörte, einmal zu ihm gesagt hatte, er habe den härtesten Arm, in den er jemals eine Nadel gestochen hätte. Clausens Vater, Hans Clausen, war wie sein Großvater vor ihm Lotse gewesen. Das war der Weg, den ganz sicher auch Claus Jakob gehen würde, denn in der Nacht vor der Einschiffung hatte er einen Traum gehabt, der ihm verkündete, dass er lebend aus dem Krieg zurückkäme.

In Kopenhagen wurden wir für die Fregatte *Gefion* angemustert. Laurids wurde von uns Übrigen getrennt und kam als Einziger auf das Linienschiff *Christian VIII.*, dessen Großmast so hoch war, dass der Kirchturm von Marstal anderthalbmal in den Abstand zwischen Masttopp und Deck gepasst hätte. Uns wurde schwindlig und wirr, wenn wir den

Kopf in den Nacken legten, doch es war diese Art von Schwindel, die zu Stolz führt, denn wir begriffen, dass wir einberufen waren, um große Taten zu vollbringen.

Laurids blieb zurück und sah uns nach. Die *Christian VIII.* passte zu ihm. Er würde sich an Deck wie zu Hause fühlen, er, der einst ein Jahr auf dem amerikanischen Kriegsschiff *Neversink* gefahren war. Dennoch dachten wir, dass er sich einen Moment lang verlassen gefühlt haben musste, als er uns auf der Gangway der *Gefion* verschwinden sah.

Dann liefen wir aus, um in den Krieg zu ziehen. Palmsonntag segelten wir die Küste von Ærø entlang. Wir sahen die Steilküste bei Vejsnæs, wo Laurids die Insel völlig konfus gemacht hatte mit seinem: «Der Deutsche kommt!» Jetzt kam der Däne, und die Reihe war an den Deutschen, Teertonnen zu entzünden und wie kopflose Hühner umherzurennen.

Wir lagen vor Als und warteten. Am Mittwoch nahmen wir Kurs auf die Eckernförder Bucht und erreichten die Mündung am späten Nachmittag. Auf dem Achterdeck wurden wir zusammengerufen. Wir waren ein bunter Haufen in unseren Friespullovern und Tuchhosen in den unterschiedlichsten Farben, manche blau, andere schwarz oder weiß. Nur das Band mit dem Namen *Gefion* um unsere Mütze und die rot-weiße Kokarde verrieten, dass wir Matrosen auf einem Kriegsschiff des Königs waren. Der Kommandant, der seinen feinsten Uniformmantel mit Epauletten und Säbel trug, hielt eine Rede und forderte uns auf, wie tapfere Burschen zu kämpfen. Er schwang seinen Dreispitz und brachte ein dreifaches Hurra auf den König aus. Wir stimmten ein, so laut wir konnten. Dann befahl er, sämtliche Kanonen abzufeuern, damit wir erfahren, wie es während eines Gefechts zuing. Niemand von uns hatte je einen Krieg erlebt. Erst donnerte es übers Meer, dann roch es scharf nach Pulver. Es hatte ziemlich aufgefrischt, und der blaue Rauch der Kanonen wurde vom Wind mitgerissen. Einige Minuten war es unmöglich, sich untereinander zu verständigen. Der Lärm der Kanonen hatte uns taub werden lassen.

Wir bildeten nun ein ganzes Geschwader. Zwei Dampfer waren dazugekommen, einen kannten wir seit der Verschiffung aus Ærøskøbing, es war die *Hekla*. Für den nächsten Tag bereiteten wir uns auf die Schlacht vor. In den Batteriedecks wurden die Kanonen klargemacht und Pumpen

und Feuerspritzen so aufgestellt, dass sie jederzeit zum Einsatz kommen konnten, sollte an Bord ein Brand ausbrechen. Jede einzelne Kanone bekam ihre Kartätschen und Vollkugeln, die Zündröhrchen packten wir in Kisten. In den letzten Tagen hatten wir alles so oft exerziert, dass wir die zahlreichen Befehle beinahe auswendig dahersagen konnten. Wir waren elf Mann an jeder Kanone, und vom ersten Befehl «Klar überall!», gefolgt von «Wischer und Kartusche!» und «Zündrohr einlegen!» bis endlich zum Befehl zu schießen, rannten wir konfus umher, starr vor Angst, irgendetwas falsch zu machen. Wir waren gewohnt, zu dritt oder zu viert auf unseren kleinen Frachtseglern und Galeassen zu arbeiten, und nun waren wir plötzlich Herren über Leben und Tod.

Allzu oft blieben wir wie gelähmt stehen, wenn der Geschützfürher sein «Nach dem Visier ausrichten!» oder «Einrichten!» brüllte. Was, zum Teufel, bedeutete das eigentlich? Jedes Mal, wenn es uns gelang, den verzwickten Weg bis hin zum letzten Befehl fehlerfrei zurückzulegen, wurden wir vom Geschützfürher gelobt. Dann brachen wir in ein munteres Hurra! aus, und er schaute erst uns an, dann seine Kanone und schließlich hinunter auf Deck, während er den Kopf schüttelte.

«Ihr Jungspunde», sagte er, «verdammst noch mal, tut bloß euer Bestes!»

Wir wussten nicht so genau, auf wen wir eigentlich schießen sollten. Doch wohl kaum auf die alte Ilse mit der schiefen Hüfte, die Branntweinmutter, die uns im Hafen von Eckernförde den erquickenden Trank verkaufte, wenn wir mit unseren Schuten anlegten. Und auf den Kornhändler Eckhardt, mit dem wir manch guten Handel geschlossen hatten, sicherlich auch nicht. Dann gab es noch den Gastwirt vom Roten Hahn. Er hieß Hansen, ein Name, der ja urdänisch war. Wir hatten ihn nie mit einem Gewehr in der Hand gesehen. Niemand von ihnen war der Deutsche, soweit wir es beurteilen konnten. Aber der König wusste, wer der Deutsche war. Und der Kommandant, der so verwegen Hurra! gebrüllt hatte.

Wir nahmen Kurs auf die Bucht. Die feindlichen Batterien an der Küste fingen an zu donnern, aber wir waren außerhalb ihrer Reichweite, und schon bald wurde es wieder ruhig. Wir bekamen Branntwein anstel-

le des üblichen Tees. Um neun wurde der Zapfenstreich geblasen, nun war es Zeit, in die Kojen zu kriechen. Sieben Stunden später wurden wir geweckt, es war Gründonnerstag, der 5. April 1849. Wieder erhielten wir Branntwein statt Tee, und auf Deck stand bereits ein Fass Bier. Wir konnten trinken, so viel wir mochten, und unsere Laune war ausgezeichnet, als wir den Anker lichteten und uns der Bucht näherten.

Über die Verpflegung an Bord der Schiffe Ihrer Majestät konnten wir uns nicht beklagen, denn hatten wir daheim für uns zu sorgen, war die Kost mager. Über uns hieß es, bei einem Schiff aus Marstal würden nie Möwen im Kielwasser fliegen, und das hatte schon seine Richtigkeit. Bei uns wurde nichts vergeudet. Hier aber gab es außer Tee und Bier jeden Tag so viel Brot, wie wir nur essen konnten, zum Mittagessen ein Pfund frisches Fleisch oder ein halbes Pfund Speck, Erbsen, Grütze oder Suppe und am Abend vier Lot Butter und dazu einen Schnaps. Daher liebten wir den Krieg, lange bevor wir zum ersten Mal Pulverdampf rochen.

Wir hatten die Eckernförder Bucht erreicht. Das Ufer rückte näher, und die Kanonenstellungen an Land waren jetzt deutlich auszumachen. Kresten Hansen beugte sich hinüber zu Ejnar Jensen und vertraute ihm einmal mehr an, dass er die Schlacht nicht überleben werde.

«Ich hab's gewusst, seit der Deutsche die Zollkasse verlangte. Ich sterbe heute.»

«Einen Scheiß wusstest du», erwiderte Ejnar. «Du hast doch nicht einmal geahnt, dass die Schlacht an Gründonnerstag stattfindet.»

«Doch, das wusste ich schon lange. Die Zeit ist gekommen, da wir erschossen werden!»

«Halt jetzt die Schnauze», sagte Ejnar gereizt. Er hatte sich das Gemjammer anhören müssen, seit sie die Hängematten aufgerollt und die Stiefel geschnürt hatten.

Doch Kresten war nicht zu bremsen, sein Atem ging stoßweise, und er legte eine Hand auf den Arm des Freundes.

«Versprich mir, dass du meinen Seesack zurück nach Marstal bringst.»

«Du kannst deinen Plunder selbst nach Hause tragen. Hör jetzt auf, bevor du mir auch noch Angst einjagst.»

Ejnar warf einen beunruhigten Blick auf den Kameraden. Kresten

war der Sohn von Kapitän Jochum Hansen, gleichzeitig Aufseher bei der Hafenbehörde, und Kresten hatte große Ähnlichkeit mit seinem Vater, von den Sommersprossen unter dem rotblonden Schopf bis zu seinem etwas einsilbigen Wesen. Noch nie hatten wir ihn in einem so seltsamen Zustand erlebt.

«Hier», sagte Ejnar und reichte ihm einen Krug Bier. «Nimm einen ordentlichen Schluck.»

Er hielt Kresten den Krug an den Mund. Der prustete und verschluckte sich am Bier. Seine Augen wurden glasig. Ejnar klopfte ihm auf den Rücken. Kresten schnappte so keuchend nach Luft, dass ihm das Bier aus den Nasenlöchern schoss.

«Du Fischkopf.» Ejnar lachte. «Wer hängen soll, ersäuft nicht», sagte er. «Fast hättest du dich selbst umgebracht. Du brauchst den Deutschen überhaupt nicht.»

Doch Krestens Blick war noch immer weit weg.

«Die Zeit ist gekommen, da wir erschossen werden», wiederholte er mit dumpfer Stimme.

«Tja, ich werde jedenfalls nicht erschossen.»

Es war Lille Clausen, der sich ins Gespräch einmischte.

«Ich weiß es, weil ich es geträumt habe. Versteht ihr, ich ging den Møllevvej hinunter, ich wollte in die Stadt. Zu beiden Seiten stand Militär, bereit zu schießen. Eine Stimme rief: ›Du sollst gehen!‹ Und ich ging. Die Kugeln sausten mir nur so um die Ohren, aber keine traf. Also werde ich heute nicht erschossen. Da bin ich mir sicher.»

Wir hielten Ausschau über die Bucht und die umliegenden Felder, die von einer Schicht Frühjahrsgrün bedeckt waren. In einem kleinen Wald knospender Lindenbäume versteckte sich ein Hof mit Reetdächern, zu dem ein mit Feldsteinen eingefasster Weg führte. Am Rande des Weges stand eine Kuh und graste. Sie hatte uns ihr Hinterteil zugewandt und schlug träge mit dem Schwanz; sie wusste nichts von dem Krieg, der sich draußen auf dem Wasser näherte.

Die Kanonenstellung auf der Landspitze an Steuerbord war nun sehr nahe. Wir sahen den Rauch, bevor wir den Knall über das Wasser rollen hörten wie ein Unwetter, das unversehens aufzog.

Kresten zuckte zusammen.

«Die Zeit ist gekommen», sagte er.

Ein Feuerstrahl schlug steuerbord aus dem Achterdeck der *Christian VIII*. Wir sahen uns ratlos an. War das Schiff getroffen?

Wir waren das Kriegführen nicht gewohnt und wussten nicht, welche Folgen ein Volltreffer haben konnte. Von dem Linienschiff kam keine Reaktion.

«Wieso schießen die nicht zurück?», fragte Ejnar.

«Sie liegen noch nicht querab zur Batterie», stellte Lille Clausen sachkundig fest.

Einen Moment später verkündete eine blaugraue Wolke aus Pulverdampf auf der Steuerbordseite der *Christian VIII*., dass sie die Salve beantworteten. Die Schlacht war in vollem Gang. Am Strand spritzten Feuer und Erde auf, und kleine Zinnsoldaten liefen durcheinander. Ein ordentlicher Wind blies aus östlicher Richtung, und kurze Zeit später war es an der *Gefion*, eine Breitseite zu liefern. Der Knall der großen Sechzigpfundkanonen ließ das gesamte Schiff erzittern; wir hatten das Gefühl, uns würde das Zwerchfell in die Hose rutschen. Wir pressten die Hände auf die Ohren und schrien in einer Mischung aus Furcht und Erschrecken, wie gelähmt von der Schlagkraft der Kanonen.

Jetzt bekam der Deutsche die volle Breitseite!

Einige Minuten ging es so weiter. Dann hörten die Schüsse der Batterie auf der Landspitze auf. Wir mussten uns auf das Urteilsvermögen unserer Augen verlassen, hören konnten wir nichts. Es sah aus wie eine Wüstenlandschaft. Schutt türmte sich in großen Haufen. Der schwarze Lauf eines Vierundzwanzigpfunders ragte in die Luft, als hätte er ein Erdbeben erlebt. Niemand rührte sich.

In einem stummen Siegestanz schlugen wir uns auf den Rücken. Sogar Kresten sah einen Moment so aus, als würde er seine düsteren Vorahnungen vergessen und sich der Ekstase ergeben: Der Krieg war ein Rienspaß, ein Branntweinrausch, der direkt ins Blut ging. Nur war dieser Rausch größer und reiner. Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, war die Luft vollkommen klar. Nie hatten wir die Welt so deutlich gesehen. Wir schnitten Fratzen wie Neugeborene. Takelage, Masten und Segel wölbten sich über uns wie das Laubwerk eines frisch ausgeschlagenen Buchenwalds. Und über all dem lag ein Glanz, wie wir ihn nie zuvor erlebt hatten.

«Mir wird ganz feierlich zumute», sagte Lille Clausen, als wir Sprache und Gehör wiedergefunden hatten. «Teufel auch, Teufel auch.»

Er konnte gar nicht mehr aufhören zu fluchen.

«Der Teufel soll mich holen, wenn ich so was schon mal gesehen habe.»

Den Kanonendonner hatten wir ja bereits während der Generalprobe am Abend zuvor gehört, aber Zeuge der Wirkung der Kanonen zu sein – das veränderte einen Mann.

«Nun ja», sagte Ejnar nachdenklich, «diese Kanonen, das ist schon etwas anderes als Pastor Zachariassens Predigten. Tja, was sagst du, Kresten?»

Kresten hatte einen geradezu frommen Gesichtsausdruck. «Denkt nur, dass ich so etwas erleben darf», sagte er leise.

«Dann glaubst du also nicht mehr, dass du erschossen wirst?»

«Doch, jetzt weiß ich es. Aber ich habe keine Angst mehr.»

Dies war allerdings noch nicht die Feuertaufe, denn die Sechzigpfundkanonen, die wir zu bedienen hatten, waren auf dem obersten Deck der Backbordseite stationiert, und bald würden wir an die Reihe kommen, spätestens, wenn wir weiter in Richtung Eckernförde segelten, wo zwei zusätzliche Batterien warteten, eine an jedem Ufer der Bucht. Aber mit diesem Gegner brauchte man ja nicht groß zu rechnen. Es war noch nicht einmal acht Uhr morgens und die Schlacht schon halb gewonnen. Wir machten uns Sorgen darüber, dass der Krieg vorbei sein würde, bevor er überhaupt richtig begonnen hatte. Gerade waren wir ein wenig auf den Geschmack gekommen, da hatten wir die Deutschen bereits vor dem Mittagessen geschlagen.

Die *Gefion* erreichte das Ende der Bucht, die nördliche Batterie lag direkt voraus. Bloß zwei Kabellängen waren wir von der südlichen Batterie entfernt, als wir die Marssegel brassten und in den Wind stellten. Den Klüver holten wir ein und ließen backbord den Anker zusammen mit einem Schleppanker fallen, so dass wir die Breitseite ausrichten konnten, denn nun galt es zu schießen. Die *Christian VIII.* machte das Gleiche.

Unser Blut kochte. Wir waren wie Kinder, die ein chinesisches Feuerwerk erleben durften. Jegliche Furcht war verschwunden. Zurück blieb

nur die Erwartung. Den bereits errungenen Sieg hatten wir noch nicht verarbeitet, da erwartete uns bereits ein neuer.

Die *Gefion* begann zu schwojen, der Schleppanker hielt nicht. Die Strömung war zu stark, und wir trieben auf die südliche Batterie zu. Wir sahen hinüber zur *Christian VIII*. Auch das große Linienschiff trieb dicht unter der Küste und lag bereits unter intensivem Beschuss. Sie ließen den schweren Anker fallen, um die Abdrift aufzuhalten, und antworteten mit einer gewaltigen Salve, die sich über die gesamte Längsseite vom Vorderstevan bis achtern zog. Pulverdampf quoll aus einer Stückpforte nach der anderen, bis er in einer großen, rasch anwachsenden Wolke über die Bucht trieb. Doch die Schüsse lagen zu hoch und schlugen in den Feldern hinter der Batterie ein. Sie hatten keine Zeit gehabt, die Kanonen einzurichten, als sie wider Erwarten auf die Küste zu trieben.

Einen Augenblick später war die Reihe an uns. Wir lagen so dicht vor der Küste, dass wir in Reichweite der Gewehre gerieten. Die Strömung und der Wind spielten weiterhin mit uns. Wir lagen querab in der Bucht, und das bedeutete, dass unsere Breitseiten beide aufs offene Wasser zielten. Nur die vier Achterkanonen hatten eine Chance, das gewaltige Feuer der Batterie zu beantworten.

Der erste Treffer fegte elf Männer vom Achterdeck. Graue Erbsen nannten wir die Kanonenkugeln, doch es war keine Erbse, die hier in einem Hagel aus Holzsplittern auf Deck niederging und Schanzkleid, Stückpforten und Menschen auseinanderriss. Ejnar hatte die Kugel kommen sehen. Er registrierte jeden Meter ihres Flugs, als sie tief übers Deck strich. Einem Mann schlug sie die Beine weg – die Beine flogen in die eine Richtung, der Rest des Mannes in die andere. Sie erwischte eine Schulter und zerschmetterte einen Schädel. Knochensplitter, Blut und Haar klebten daran. Sie hielt auf ihn zu. Ejnar ließ sich hintenüberfallen und sah sie vorbeifliegen. Später sagte er, dass sie seinen Schnürsenkel mitgerissen hätte. So nah war sie ihm gekommen, bevor sie durch das Schanzkleid an Backbord krachte.

Für Ejnar war die Kanonenkugel ein Ungeheuer mit einem eigenen, freien Willen. Es zeigte ihm, was Krieg bedeutete, und das waren keine

Strandbatterien, die in die Luft flogen, und keine Zinnsoldaten auf der Flucht. Ein Drache fauchte heiß auf sein blankes Herz.

Zeit zum Nachdenken gab es nicht. Auf Deck herrschte ein einziges Durcheinander. Ein Offizier schrie Ejnar mit wirrem Blick an, er solle zusammen mit dem Steuermann und einem Soldaten zum Mast gehen. Irgendeinen Sinn hatte dieser Befehl nicht, aber Ejnar tat, was ihm befohlen wurde. In diesem Moment brach der Soldat in einer Blutlache zusammen. Es sah aus, als hätte es eine innere Sprengung gegeben. Ein Loch öffnete sich in der Brust, Blut quoll heraus. Ejnar sah, wie ein Auge rot explodierte und die Schädeldecke abgerissen wurde. Es war ein seltsamer Anblick, als die hellrote Gehirnmasse schutzlos vor ihm lag und herausspritzte, als würde jemand mit einer Kelle auf Grütze einschlagen. Ejnar wusste nicht, dass einem Menschen so etwas widerfahren konnte. Dann schoss eine weitere Kanonenkugel heran und riss den Leutnant mit sich. Ejnar wurde gleichzeitig heiß und kalt beim Anblick dieses Weltuntergangs, und vor lauter konfuser Erregung begann seine Nase zu bluten.

Ein anderer Offizier, dem ebenfalls Blut übers Gesicht lief, scheuchte ihn an die Kanone Nr. 7. Ejnar war an der Kanone Nr. 10 eingeteilt, doch die hatte in der Zwischenzeit einen Volltreffer erhalten und stand verkantet in ihrer Stückpforte. Rundum ein Wirrwarr regloser Körper, unter denen das Blut zu einem langsam immer größer werdenden See zusammenfloss. Dünne Ströme von Urin bildeten ein Delta zwischen den Beinen der Toten. Er konnte nicht erkennen, ob Kresten oder Lille Clausen unter ihnen waren. Ein Stück entfernt lag ein abgerissener Fuß. Wie die Toten hatte auch Ejnar das Wasser einfach laufen lassen. Der Kanonendonner hatte ein Erdbeben in seinen Eingeweiden ausgelöst, seine Hosen waren ebenfalls voll. Er wusste, dass Tote im Augenblick des Sterbens ihren Darm entleeren, aber dass so etwas auch den Lebenden passierte, hatte er sich nicht vorstellen können. Der Krieg sollte die Taufe des Mannesalters sein. Diesem Satz misstraute er in dem Moment, in dem er etwas Klebriges seine Schenkel hinunterrinnen spürte. Er fühlte sich halb wie ein Toter, halb wie ein Säugling, doch er begriff sehr schnell, dass er nicht der Einzige war. Ein Gestank wie aus einer umgestürzten Lokustonne trieb über das Deck. Und er kam nicht allein von den Getöteten. Der größte Teil der Kämpfenden hatte besudelte Hinterteile.

Der Geschützfürer der Kanone Nr. 7 war noch am Leben. Er blutete aus einer Wunde über der Augenbraue, dort hatte ihn ein herumfliegender Holzsplitter getroffen. Er schrie Ejnar, der nichts hören konnte, irgendetwas zu, aber erst als der Kommandierende auf das Rohr zeigte, begriff er, dass er die Kanone laden sollte. Nur waren seine Arme nicht lang genug, und er musste halb aus der Stückpforte klettern, um die Kugel in den Lauf zu stopfen. Hier war er für die feindliche Batterie ein gut sichtbares, leichtes Ziel. Aber er dachte nur daran, dass eigentlich bald mal jemand mit Branntwein vorbeikommen müsste.

Unterdessen war es der *Gefion* gelungen, sich auf ihre Position in der Bucht zu manövrieren, so dass wir nun mit der Breitseite zur Batterie lagen; doch der Dampfer *Geiser*, der versucht hatte, mit einem Schlepptau zur Hilfe zu kommen, hatte einen Treffer in der Maschine abbekommen und musste den Rückzug antreten. Das Gleiche galt für die *Hekla*, deren Ruder zerschossen war. Der Wind kam direkt aus Osten, und der Verlust der beiden Dampfschiffe, die uns beim Manövrieren hätten unterstützen sollen, bedeutete, dass es uns nicht möglich sein würde zu fliehen, wenn alles schiefging.

Das Kriegsglück schien sich unterdessen zu wenden. Die nördliche Batterie bekam einen Volltreffer nach dem anderen, und am Strand sahen wir die Zinnsoldaten einfach davonrennen. Das war der halbe Sieg! Allerdings blieben ihre Kanonen unversehrt, und neue Soldaten liefen herbei, sie schossen praktisch ohne Unterbrechung zurück. Eine weitere Ration Branntwein wurde ausgeteilt. Der Quartermester ging mit der Branntweinpütz herum. Wir nahmen den angebotenen Becher mit einer Feierlichkeit entgegen, als wären wir beim Abendmahl und würden aus dem Kelch trinken. Das Fass Bier war glücklicherweise nicht getroffen, wir suchten es häufig auf. Wir fühlten uns einfach verloren. Der ununterbrochene Beschuss und die Zufälligkeit, mit der der Tod unter uns auf Deck erntete, ließ uns merkwürdig müde werden, obwohl die Schlacht noch immer erst wenige Stunden alt war. Ständig rutschten wir in glitschigen Blutlachen aus, und die ganze Zeit hatten wir diese grässlich verstümmelten Leiber vor Augen. Nur die Taubheit, die sich längst als Folge des anhaltenden Kanonendonners eingestellt hatte, verhinderte, dass wir das Schreien der Verwundeten hörten.

Wir wagten kaum, uns umzuschauen, aus Angst, in das Gesicht eines Freundes zu sehen und von einem Blick gefangen zu werden, der um Linderung flehte, aber auch ganz plötzlich in Hass umschlagen konnte – als würden die Verletzten uns, die wir noch auf den Beinen standen, unser Glück vorwerfen und sich nichts mehr wünschen, als ihr Schicksal gegen unseres einzutauschen. Niemand konnte ein tröstendes Wort mit einem anderen wechseln, es wäre ungehört vom Lärm der Kanonen davongetragen worden. Eine Hand auf der Schulter musste reichen. Doch schon jetzt hatte es den Anschein, als würden wir, die wir noch immer unverletzt waren, die Gesellschaft der Privilegierten vorziehen und die Verwundeten meiden, die sicherlich ein wenig mehr Trost verdient hätten. Wir Lebenden verschworen uns gegen die bereits vom Tod Gezeichneten.

Noch einmal luden wir die Kanonen und zielten, wie es die Geschützfürer befahlen, doch längst dachten wir nicht mehr an einen Sieg oder eine Niederlage. Wir kämpften hauptsächlich, um den Anblick der Toten zu vermeiden, denn in unseren Köpfen hörten wir eine Frage wie ein Echo auf all dieses Sterben um uns herum: Warum sie? Wieso nicht ich? Doch wir wollten diese Frage nicht hören. Wir wollten überleben und sahen eine Welt, die sich am Ende eines schwarzen Tunnels aus Eisen befand. Wir hatten die begrenzte Sicht des Kanonenrohrs.

Der Branntwein hatte seine segensreiche Wirkung getan. Wir waren betrunken und ergaben uns einer berausenden Gedankenlosigkeit, deren Ursache Entsetzen war. Wir segelten durch ein schwarzes Meer und hatten nur ein Ziel: nicht hinuntersehen zu müssen und auf Grund zu sinken.

Ejnar kletterte aus der Stückpforte und kroch wieder zurück. Es war ein schöner Frühlingstag, und jedes Mal, wenn er sich im milden Sonnenschein zeigte, erwartete er eine Kugel in der Brust. Er brabbelte ununterbrochen vor sich hin, hatte jedoch keine Ahnung, welche Worte ihm über die Lippen kamen. Gefährlich sah er aus, so ruß- und blutverschmiert wie er war. Seine Nase blutete noch immer, und hin und wieder wischte er sich das Blut mit dem Ärmel aus der unteren Gesichtshälfte. Dann legte er den Kopf in den Nacken und hoffte, so die Blutung stoppen zu können. Und die ganze Zeit hatte er diesen bitteren

Geschmack im Mund. Nur wenn er den Rachen mit Branntwein spülte, verschwand er, aber schon bald schmeckte er ihn erneut. Allmählich verwandelte sich seine Anspannung in Apathie, und seine Bewegungen wurden mechanisch. Er war nicht schlechter dran als wir Übrigen. Auch sein blutiges Äußeres und die besudelten Hosen unterschieden ihn nicht von uns. Niemand von uns hatte überhaupt noch irgendeine Ähnlichkeit mit einem Lebenden, eher mit Wiedergängern aus einer längst geschlagenen Schlacht, mit Toten von einem umgepflügten Schlachtfeld, auf dem wir wochenlang vergessen in strömendem Regen gelegen hatten.

Wir sahen, wie die Männer der nördlichen Batterie schon zum dritten Mal abgelöst wurden. Nicht einer der Schüsse der Zinnsoldaten schien sein Ziel zu verfehlen, und wir hatten den Eindruck, als würden die Batterien auf beiden Seiten der Bucht ihre Feuerkraft nun auf uns konzentrieren.

Um ein Uhr wurde eine Signalflagge im Topp des zusammengeschoenen Riggs der *Gefion* gehisst. Diese Botschaft war an die Leute auf der *Christian VIII.* gerichtet: Wir können nicht mehr. Viele unserer Kanonen waren unbesetzt, und die, die weiterhin schossen, waren sämtlich unterbesetzt. Diejenigen von uns, die sich noch auf den Beinen hielten, arbeiteten inmitten von Leichenbergen und Verwundeten, die in ihrer Verzweiflung nach uns griffen, als wollten sie uns in diesem Brei von Eingeweiden, Blut und entleerten Därmen um Gesellschaft bitten.

Es war ein kodiertes Signal. Der Feind an der Küste der Eckernförder Bucht konnte es nicht verstehen, aber auf der *Christian VIII.* wurde es registriert.

Das Linienschiff hatte noch nicht diese großen Verluste zu verzeichnen. Früh am Morgen war ein Quartermeister aus Nyborg gefallen, seither hatte es zwei Verwundete gegeben, aber dem Schiff waren die großen, vernichtenden Volltreffer erspart geblieben. Kommandant Paludan konstatierte, dass das intensive Bombardement der Batterien vom nördlichen und südlichen Ufer keine großen Schäden angerichtet hatte. Die Schlacht dauerte nun schon über sechs Stunden, und es gab keinerlei Aussicht auf Sieg. Ein Rückzug war indes unmöglich, das war

nicht schwer zu erkennen. Die Dampfer *Hekla* und *Geiser* waren außer Gefecht, und der Wind kam uns direkt entgegen. Kapitän Paludan beschloss daher, die Parlamentärsflagge zu hissen. Noch war es keine Kapitulation, nur eine Pause in der Schlacht.

Ein Leutnant wurde mit einem Brief an Land gerudert und kam umgehend mit dem Bescheid zurück, dass innerhalb einer Stunde mit einer Antwort gerechnet werden könne. Das Marssegel und das unterste Rahsegel wurden aufgegeit, die Mannschaft bekam Brot und Bier. Noch herrschte Ordnung an Deck, und obwohl alle taub vom Lärm der Kanonen waren, dachte niemand an Kapitulation. Allenfalls verspürten wir eine unbestimmte Unruhe über den Stand der Schlacht. Die Männer sahen, dass es um die *Gefion* übel stand, aber das blutige Chaos auf unserem Deck hätte ihnen niemand beschreiben können.

Laurids saß mit seinem Brot abseits, er war damit beschäftigt, seinen Hunger zu stillen. Noch kannte er sein Schicksal nicht.

Unterdessen waren Tausende von Menschen aus Eckernförde herbeigeeilt und standen dicht gedrängt an beiden Ufern. Laurids schaute zu ihnen hinüber, während er sein Brot kaute; er sah, dass nicht die Neugierde sie aus der Stadt getrieben hatte. Sie entzündeten große Feuer auf den Feldern und sammelten die Kanonenkugeln ein, die über den Strand verstreut lagen. Dann warfen sie die Eisenkugeln ins Feuer, erhitzen sie, bis sie glutrot waren, und brachten sie zu den Kanonenstellungen. Auf der Landstraße nach Kiel tauchte Landartillerie auf, gezogen von Pferden, und die Soldaten verteilten sich mit ihren Kanonen hinter den Einfriedungen aus Stein, die die umliegenden Felder begrenzten.

Laurids erinnerte sich an die Erzählung seines Vaters über den Krieg gegen die Engländer, damals, als Marstal angegriffen wurde. Zwei englische Fregatten hatten südlich der Stadt geankert. Sie waren gekommen, um Marstals Schiffe zu kapern, von denen ein halbes Hundert im Hafen lag. Drei Barkassen mit bewaffneten Soldaten hatten die Engländer ausgesetzt, doch zusammen mit den Grenadieren der 2. Jyske Kompagni war es den Marstalern gelungen, sie in die Flucht zu schlagen. Die Verteidiger der Stadt hatten ihren Augen kaum getraut, als die Engländer sich zurückzogen.

«Tja, eigentlich habe ich nie verstanden, worum es bei diesem Krieg

wirklich ging», hatte sein Vater hinzugefügt, «die Engländer sind doch ausgezeichnete Seeleute. Ich habe nichts an ihnen auszusetzen. Doch für uns ging es bei dem Krieg ums Brot. Wenn sie uns die Schiffe genommen hätten, wären wir am Ende gewesen. Darum haben wir gewonnen. Was hätten wir denn sonst machen sollen?»

Nun saß Laurids auf der *Christian VIII.* unter der Parlamentärsflagge und betrachtete das Gewimmel von Menschen am Ufer. Er war sich nicht sicher, ob er den Krieg besser verstand als sein Vater. Sie kämpften für den Dannebrog gegen die Deutschen, und das sollte ihm eigentlich genügen. Und bis vor einem Moment war es ja auch noch so gewesen. Der Krieg war wie das Leben auf See. Man konnte die Wolken, die Windrichtung und die Strömungsverhältnisse genau beobachten, aber mit Bestimmtheit etwas über das unberechenbare Meer zu wissen war unmöglich. Es ging nur darum, sich einzurichten und lebend nach Hause zu kommen. Der Feind, das waren die Kanonenbatterien der Eckernförder Bucht. Wenn sie zum Verstummen gebracht werden konnten, war der Weg nach Hause offen. So war der Krieg für ihn. Er war kein Patriot, auch nicht das Gegenteil. Er nahm das Leben, wie es kam, und der Horizont, auf den er den Blick gerichtet hielt, war das Gewirr der Mastspitzen, der Mühlenflügel und des Dachreiters auf der Kirche. Es war Marstal, so wie die Stadt sich darbot, wenn wir uns an Bord eines Schiffs von See her näherten. Nun sah er, wie gewöhnliche Menschen in den Krieg zogen, nicht nur Soldaten, sondern Menschen aus der Stadt Eckernförde, einem Ort, den er oft mit seinen Kornlasten angesteuert hatte und aus dem er an jenem Abend gekommen war, als er ganz Ærø auf den Kopf gestellt hatte. Die Bürger aus Eckernförde standen zusammen am Ufer, so wie die Marstaler es einst auch getan hatten. Worum ging es also bei diesem Krieg?

Am Strand wurde ein Boot zu Wasser gelassen. An Bord befand sich der Leutnant der *Christian VIII.*, der zum dritten Mal zu Verhandlungen an Land gewesen war. Jedes Mal war die Schlacht unterbrochen worden. Zweieinhalb Stunden hatte die Waffenruhe jetzt gedauert, es war halb fünf. Etwas Entscheidendes musste passiert sein. Die Matrosen legten sich in die Ruder. Dann brachen die Kanonen am Strand los, ohne jede

Vorwarnung. Noch immer wehte die Parlamentärsflagge am Großtopp, dennoch hatte der Krieg wieder begonnen.

Die Kanonen der *Christian VIII.* beantworteten das Feuer sofort, während die *Gefion*, still wie ein Geisterschiff, versuchte, außer Reichweite der Schüsse zu gelangen. Wir hatten aufgegeben und benötigten unsere letzten Kräfte, um uns am Wurfanker voranzuziehen.

Der Feind änderte seine Taktik. Auf beiden Seiten der Bucht waren nicht mehr wir das Ziel der Batterien, sondern die *Christian VIII.* Sie wollten das große Schiff in Brand stecken. Viele Geschosse, die auf dem Schiff einschlugen, waren rotglühend, nachdem sie den halben Nachmittag in den Feuern auf den Feldern gelegen hatten. Die Bürger von Eckernförde hatten die Zeit gut genutzt.

Plötzlich war das Deck voller Gefallener und Verwundeter. Der Angriff kam vollkommen unerwartet. An mehreren Stellen flammte Feuer auf, und sofort wurden die Pumpen und Feuerspritzen eingesetzt. Der Tod sollte von Deck gespült werden, doch das knisternde Feuer hatte sich bereits festgefressen.

Kommandant Paludan erkannte, dass die Schlacht verloren war. Die *Christian VIII.* schwojte rund, um aus der Schusslinie zu kommen, doch der Wind blies noch immer direkt von vorn, und dem Linienschiff gelang es lediglich, querab zur Strömung zu gelangen; dabei verlor es den Vorteil, den Batterien mit der Breitseite gegenüberzuliegen. Die Deutschen am Strand errieten die Absicht des Kapitäns sofort und zielten auf Segel und Takelage. Sie wollten den Feind am Abzug hindern.

Das Hieven des schweren Ankers erfolgte unter großen Verlusten. Auf dem Vorschiff landeten Brandgeschosse, und zwischen den Beinen der armen Teufel, die am Gangspill arbeiteten, explodierten Granaten. Immer wieder mussten sie nach Ersatzmännern brüllen. Der Entsatz schob die Toten und Verwundeten mit den Stiefeln beiseite. Dann explodierte eine weitere Granate, und von einem der Spillspaken waren nur noch zerfetzte Stumpen geblieben, von den Händen, die ihn gedreht hatten, nur zermalmte Knochen und halbe Finger. Schließlich tauchte der Anker auf und hing mit den triefenden Resten des Meeresgrunds, mit Schlamm und Tang am Bug. Der Preis war das Glück von zehn Familien, Söhne und Väter, die nie wieder nach Hause kamen.

Dann wurden der Klüver vorgeschotet und die Marsschoten durchge-

holt. Man setzte die Segel. Laurids war Toppsgast und enterte mit den anderen auf. Er wechselte auf die Rahe. Hier hatte er einen Überblick über den Kampf.

Am Horizont ging die Sonne unter und warf ihr weiches Licht über die Fördellandschaft. Wolkenfetzen breiteten sich fächerförmig über den sich rot färbenden Himmel aus. Nur wenige hundert Meter von der Bucht entfernt war alles friedlich und knospendes Frühjahr, das Ufer jedoch war schwarz von bewaffneten Menschen. Die Artillerie begann im Schutz der Steineinfriedungen zu schießen. In einer unablässigen Kanonade flogen aus der Strandbatterie die Feuerkugeln, und in der Volksmenge legten Tausende gleichzeitig die Büchsen an und zielten.

Laurids hatte südlich von Kap Hoorn während eines wütenden Sturms am äußersten Ende der Rah gehangen, mit Händen, die zu Eisklumpen gefroren waren. Er hatte zurück zum Mast klettern müssen, während er sich mit Armen und Beinen an die Rah klammerte, aber er hatte niemals Angst gehabt. Nun zitterten seine Hände, dass er nicht einmal den einfachsten Knoten lösen konnte.

Segel, Masten und Takelage wurden von den Schüssen zerfetzt. Um ihn herum fiel ein Matrose nach dem anderen von den Masten, den Rahen und aus dem Rigg, getroffen vom speergroßen Splitter eines angeschossenen Mastes, von einer Granate oder einer Feuerkugel; sie schlingerten zwischen nur zur Hälfte gehissten Segeln, Tauwerk und Fallen herab, bis sie tief unten auf Deck aufschlugen oder mit einem Klatschen im Wasser verschwanden. Da gab er auf und sah zu, dass er zurück zum Rigg kam.

Auf Deck herrschte ein immer größer werdendes Chaos. Kein Segel ließ sich noch setzen, die Fallen und Brassens waren zerschossen. Eine Gruppe zerrte am Kreuzsegel und hatte es beinahe schon oben, als die Blöcke und Schoten auf sie herabstürzten; so schwer waren sie, dass sie einen Mann erschlugen, der von ihnen getroffen wurde.

Sämtliche Versuche, die *Christian VIII.* aus der Schusslinie zu bringen, schlugen fehl. Ein geordnetes Setzen der Segel war unmöglich, und der Wind stand direkt auf Land. Es hatte zu einer steifen Brise aufgefrischt, und das mächtige Schiff trieb auf die Küste zu, wo es unmittelbar östlich der südlichen Batterie auf Grund lief. Nun wurde das Feuer auf das

wehrlose Schiff intensiviert. In dieser Position waren nur die Achterkanonen noch einzusetzen, allerdings krängte das Schiff gewaltig, und nichts wollte mehr an seinem Platz stehen bleiben.

Dann erklang ein Schrei: «Feuer im Schiff!»

Was sie vorher für Feuer gehalten hatten, war im Vergleich hiermit falscher Alarm gewesen. Unter der inneren Batterie hatte eine glühende Kugel eingeschlagen und war steuerbords in den Frachtraum gedrun- gen. Rasch breitete sich das Feuer aus und drohte, die Pulverkammer in Brand zu stecken. Auch an anderen Stellen brannte es. Die Männer arbeiteten an den Pumpen, doch vergeblich. Das Feuer hatte die Oberhand gewonnen.

Um sechs Uhr wurde die Flagge gestrichen und das Feuer auf der *Christian VIII.* eingestellt. Der Beschuss des Schiffs setzte sich allerdings noch eine Viertelstunde lang fort; dann war der unersättliche Feind endlich mit dem Umfang der Niederlage zufrieden, die er einem Kriegsschiff zugefügt hatte, das nur wenige Stunden zuvor unbezwingbar erschien.

Als Zeichen der Kapitulation wurde Kommandant Paludan an Land gerudert, und nun sank der Mut der Männer. Sie gaben den Kampf gegen das Feuer auf. Übel riechend und verdreckt standen sie da und ließen den Kopf hängen. Ihre Seemannschaft wurde nicht mehr gebraucht, und weder mit dem Krieg noch mit einer Niederlage hatten sie irgendwelche Erfahrungen. Sie hatten geglaubt, der Krieg sei ein Fest, doch nun waren ihre Köpfe mit Ausnahme des Echos der Kanonendonner leer und ihre Seelen jeglicher Energie beraubt. Anderthalb Stunden hatte der letzte Teil dieser beschämenden Schlacht gedauert, für sie hätten es aber auch anderthalb Leben sein können. Sie sahen keinerlei Zukunft mehr, sie waren vollkommen erschöpft.

Manche setzten sich mitten auf Deck in das Flammenmeer, als wären die Predigten des Pastors in Erfüllung gegangen und die Verschiffung ins Höllenfeuer hätte bereits stattgefunden. Andere starrten bloß regungslos vor sich hin. Das Uhrwerk war zerbrochen. Leutnant Ulrik, Leutnant Stjernholm und Leutnant Corfitz rannten herum und schrien sie an. Wenn die Katastrophe vermieden werden und der Stolz des Vaterlands nicht in die Luft fliegen sollte, sozusagen als letzter Paukenschlag einer Schlacht, die ihnen nicht gerade zur Ehre gereichte, dann brauchte man

sie mehr denn je. Doch die Kanonen hatten sie taub werden lassen. Nur auf Stöße und Tritte reagierten sie.

Laurids ließ sich in die achterste Pulverkammer schicken, aber es dauerte eine gewisse Zeit, um all das Pulver ins Meer zu schütten. Sie waren nur zu fünft, und jedes Mal, wenn weitere Männer hinunter in die Kammer gejagt wurden, rannten sie sofort wieder hinauf.

Plötzlich erklang der Schrei: «Alle Mann an Deck!»

Sie wussten sofort, was das bedeutete. Sie sahen sich an, ließen Munition und Pulvertonnen fallen und kletterten hastig die Leiter empor.

Auf Deck liefen Schafe, Kälber, Schweine, Hühner und Enten zwischen den Beinen der entsetzten Seeleute herum. Ein Schwein wühlte mit blutigem Rüssel in den Eingeweiden auf Deck. Hin und wieder schmatzte es irgendetwas in sich hinein.

Jeder lief in eine andere Richtung, alle hatten irgendein nicht aufschiebbares Anliegen. Einige suchten ihre Sachen und den Seesack. Andere krabbelten auf das Schanzkleid, als würden sie ernsthaft erwägen, sich ins kalte Wasser zu stürzen. Keiner dachte an die Verwundeten, die auf Deck im Weg lagen und sich in dem allgemeinen Durcheinander damit abfinden mussten, dass auf ihnen herumgetrampelt wurde. Ihre Schmerzensschreie hörte niemand. Die meisten waren nach den vielen Stunden der intensiven Kanonade noch immer taub.

Laurids lief hinunter ins Lazarett. Er wollte nicht glauben, dass die Verwundeten im Stich gelassen werden sollten. Rauch stieg zwischen den schweren Eichenplanken auf. Er hielt die Hand vor den Mund und tat ein paar Schritte in den völlig verqualmten Raum. Ein Sanitäter mit einem Lappen vor dem Gesicht kam auf ihn zu.

«Kommt jemand?»

Laurids hörte die Worte. Sein Gehör war zurückgekehrt.

«Wir müssen die Verwundeten an Deck bringen! Wir ersticken hier unten!»

«Ich hole Hilfe!», brüllte Laurids.

Auf Deck fand er keinen der Offiziere, die zuvor mit Tritten und den flachen Seiten ihrer Säbelklingen auf die Besatzung losgegangen waren. Er bemerkte einen Auflauf an der Fallreepspforte und lief dorthin. Die Evakuierung war bereits in vollem Gang. Sein Blick fiel auf eini-

ge Leutnants, die mit gezogenen Säbeln kämpften, um die Pforte zu erreichen. Der erste Offizier des Schiffs, Kapitän Krieger, stand daneben und betrachtete alles mit einem merkwürdig abwesenden Blick. Unter dem Arm trug er in einem vergoldeten Rahmen das Porträt seiner Frau. Sein Fernrohr hatte er sich über den Rücken gehängt. Als Laurids näher kam, hörte er ihn wieder und wieder dieselben Sätze sagen, wobei er den Arm zu einem Gruß hob, als wollte er diesen verzweifelten Haufen vor sich segnen.

«Ihr habt euch als brave Männer erwiesen, ihr habt eure Pflicht getan, ihr seid alle meine Brüder.»

Niemand nahm Notiz von ihm. Alle hatten den Blick auf den Rücken ihres Vordermanns gerichtet, das wichtigste Hindernis auf dem Weg zur rettenden Fallreepspforte.

Laurids kämpfte sich bis dicht an den Kapitän heran und schrie ihm ins Gesicht: «Die Verwundeten, Kapitän Krieger, die Verwundeten!»

Der Kapitän drehte sich zu ihm um. Sein Blick war noch immer gleich fern. Er legte eine Hand auf Laurids' Schulter, der spürte, wie sie zitterte, die Stimme des Kapitäns jedoch war ruhig, fast schläfrig.

«Mein Bruder, wenn du an Land kommst, musst du mich besuchen, und wir werden uns unterhalten wie Brüder.»

«Den Verwundeten muss geholfen werden!», brüllte Laurids noch einmal. «Das ganze Schiff fliegt bald in die Luft!»

Die Hand des Kapitäns ruhte noch immer auf Laurids' Schulter.

«Ja, die Verwundeten», sagte er in dem gleichen unverändert ruhigen Tonfall, «die Verwundeten sind meine Brüder. Wenn sie an Land sind, werden wir allesamt wie Brüder miteinander sprechen.»

Seine Stimme erstarb in einem Murmeln. Dann begann er seine Epistel aufs Neue.

«Ihr habt euch als brave Männer erwiesen. Ihr habt eure Pflicht getan. Ihr seid alle meine Brüder.»

Laurids ließ ihn stehen und wandte sich einer Gruppe von Männern zu, die sich verbissen kämpfend zur Fallreepspforte vorarbeiteten. Er packte einen von ihnen an der Schulter, dann einen anderen, drehte sie um und schrie seine Botschaft heraus, dass man dringend den Verwundeten helfen müsse. Der Erste reagierte, indem er Laurids mit der Faust aufs Kinn schlug. Der Nächste schüttelte verständnislos den Kopf und

riss sich los, um sich mit frischer Energie in den Kampf um die Fallreepspforte zu stürzen.

Unterdessen verlief die Evakuierung jetzt zügiger. Fischerboote stießen vom Ufer in See, um der Besatzung des Kriegsschiffs zu Hilfe zu kommen, das sie noch ein paar Stunden zuvor beschossen hatte. Die Schaluppe des Kapitäns segelte ununterbrochen zwischen Schiff und Strand hin und her. Laurids lehnte sich über die Reling und sah, wie das Feuer aus den achtersten Stückpforten prasselte. In diesem Moment wusste er, dass es nicht mehr lange dauern konnte.

Rauch stand in allen Luken. Das Atmen auf Deck fiel ebenso schwer wie unter Deck. Noch einmal lief er die Leiter zum Lazarett hinunter, doch den Plan, hier durchzukommen, musste er aufgeben. So dicht und erstickend war der Rauch inzwischen, dass er sich nicht vorstellen konnte, dass dort unten noch irgendjemand am Leben war.

«Ist hier jemand?», brüllte er, erhielt aber keine Antwort.

Der Qualm brannte ihm in den Lungen. Er bekam einen Hustenanfall, die Tränen liefen ihm über die Wangen. Dann rannte er zurück auf Deck. Er kniff die brennenden Augen vor Schmerz zusammen und war einen Moment lang blind. Er rutschte auf den von menschlichen Absonderungen und zerfetzten Organen verschmierten Planken aus. Seine Hand steckte in etwas Blutigem, Feuchtem, und sofort kam er wieder auf die Beine, wobei er seine Handfläche entsetzt an der bereits besudelten Hose abwischte. Er ertrug den Gedanken nicht, dass seine Hand das Blut und die Eingeweide eines anderen Menschen berührt haben sollte. Er hatte das Gefühl, ihm würde die Seele verbrannt.

Er taumelte an die Reling, wo der Rauch nicht ganz so dicht war, und versuchte, sein Sehvermögen wiederzuerlangen. In einem Schleier aus Tränen sah er, wie die Schaluppe auf einer Sandbank auf Grund lief. Die Leute mussten ins Wasser springen und an Land waten. Am Ufer standen die feindlichen Soldaten und erwarteten sie. Die Schaluppe kam frei und nahm sofort wieder Kurs auf die *Christian VIII*. Einige Fischerboote hielten sich ganz in der Nähe des Schiffs auf, doch plötzlich legten sie die Ruder aus. Sie ruderten zurück an Land. Auch die Schaluppe kehrte um. Von der Fallreepspforte war ein Schrei des Protestes zu hören.

Laurids trat einen Schritt von der Reling zurück, hinein in die waldenden Rauchwolken.

\* \* \*

«Ich habe Laurids gesehen», behauptete Ejnar danach immer. «Ich schwöre, ich habe ihn gesehen.»

Ejnar stand am Ufer, als die *Christian VIII.* in die Luft flog. Er war mit einer Eskorte von der *Gefion* an Land gebracht worden und wartete nun mit den Überlebenden der Fregatte auf den Abtransport. Der Sieg hatte die deutschen Soldaten überrascht, und zunächst sah es so aus, als wüssten sie nicht, was sie mit uns anfangen sollten. Nach und nach erreichten die Männer der beiden besiegten Kriegsschiffe das Ufer, unsere Zahl wurde ständig größer.

Dann waren vom Wasser her Warnrufe zu hören.

Die meisten von uns hatten mutlos und erschöpft im Sand gesessen und vor sich hin gestarrt, während die Soldaten mit Bajonetten auf uns zielten, die in ihren Händen zitterten. Nun blickten wir auf. Es begann am Heck des Linienschiffs, aus dem eine Feuersäule mit durchdringendem Knall in die Luft schoss. Feuersäule auf Feuersäule brach nun durch das Deck – jedes Mal, wenn eine weitere Pulverkammer sich entzündete. Masten und Rahen sahen von einem Moment auf den anderen aus wie abgebrannte Zündhölzer. Die Segel flatterten als verkohlte Aschefahnen davon. Der große Rumpf aus massivem Eichenholz war nichts als ein Spielzeug in den brutalen Händen des Feuers und der Zerstörung. Doch wir hatten noch nicht das Ende vor Augen. Denn durch die enorme Hitze wurden die Kanonen des verlorenen Schiffs gezündet, die seit dem Augenblick der Kapitulation schussbereit gewartet hatten und nun ihre todbringende Ladung in einer einzigen Salve ans Ufer schickten.

Auf dem überfüllten Strand erhob sich ein Schrei des Entsetzens, als die Kugeln zwischen uns einschlugen. Der Tod unterscheidet nicht. Kriegsgefangene, Soldaten und holsteinische Zivilisten wurden gemeinsam zerschmettert. Vom Himmel regnete es brennende Wrackteile, die überall dort, wo sie niedergingen, Tod und Verderben brachten. In der Stunde des Sieges waren von überall her Klageschreie zu hören. Es war

der letzte Gruß des sterbenden Schiffs an Sieger und Besiegte, eine mörderische Breitseite, die keinen Unterschied zwischen Freund und Feind kannte. Mit diesem Feuerkranz auf der Eckernförder Bucht zeigte der Krieg sein wahres Gesicht.

Einen Augenblick sah es so aus, als wären alle am Strand tot.

Überall lagen Menschen. Nicht ein Einziger stand aufrecht. Viele lagen mit dem Gesicht im Sand, die Arme ausgestreckt, als würden sie zu dem Feuer dort draußen auf See beten. Hier und da brannte ein Stück des Wracks im Sand. Dann begannen einige der liegenden Gestalten sich langsam aufzurichten, wobei sie das brennende Schiff ängstlich im Auge behielten. Vom Wasser her hörte man Rufe. Einige Boote, die der Besatzung des Schiffs bei der Rettung geholfen hatten, waren getroffen und brannten. Leutnant Stjernholm hatte sich auf einer Jolle mit vier Mann und der Schiffskasse auf den Weg gemacht, doch das Heck des Rettungsboots wurde weggeschossen, als die *Christian VIII.* explodierte. Die Schiffskasse ging verloren, der Leutnant konnte sich indes an Land retten. Er wurde von einem der Männer aus der Jolle begleitet, als er tropfnass das Ufer erreichte. Die anderen waren ertrunken.

Am Strand herrschte Stille, abgesehen vom leisen Gejammer der Verwundeten und dem Knistern des Feuers in den brennenden Wrackresten, als plötzlich eine laute Stimme über den Strand und das Wasser gellte.

«Ich habe Laurids gesehen! Ich habe Laurids gesehen!»

Wir hoben die Köpfe und schauten uns um. Wir erkannten Ejnars Stimme, und die meisten von uns dachten, dass der arme Kerl den Verstand verloren hätte. Jetzt brach am ganzen Strand Chaos aus. Alle schrien durcheinander. Es schien, als müssten sich die Männer dieses verstörten Haufens beweisen, dass sie noch immer am Leben waren, indem sie so viel Lärm wie möglich machten. In der allgemeinen Verwirrung hätten wir unseren Wächtern durchaus entkommen können, doch wir hatten den Mut verloren und mit ihm auch unsere Tatkraft; wir begnügten uns damit, dankbar zu sein, dass wir noch lebten. Weiter reichten unsere Kräfte nicht.

Sehr viel besser ging es unseren Wächtern allerdings auch nicht. Als sie uns vom Strand führten, geschah dies mit starrer Miene, der man

den Tod ansah, dem sie selbst nur mit knapper Not entronnen waren. Es sah nicht aus wie ein organisierter Gefangenenabmarsch, eher nach einer gemeinsamen Flucht vom Schauplatz des Krieges.

Der Tag hatte den Deutschen einen überwältigenden Sieg beschert, doch Triumph war ihren Gesichtern nicht abzulesen. Das Entsetzen über die ungeheuren Kräfte, die der Krieg freisetzte, hatte Sieger und Besiegte vereint.

\* \* \*

Wir wurden in die Kirche von Eckernförde gebracht, deren Boden mit Stroh bedeckt war, damit wir uns hinlegen und unseren erschöpften Körpern Ruhe gönnen konnten. Wir alle waren nass bis auf die Haut und zitterten vor Kälte. Der Aprilabend wurde kühl, als die Sonne unterging. Diejenigen unter uns, die ihren Seesack gerettet hatten, begannen ihre Kleider zu wechseln, und den weniger glücklichen Kameraden borgten wir, was ihnen fehlte. Es dauerte nicht lange, bis wir mit Essen versorgt wurden. Jeder bekam eine Ration grobes Brot, Bier und Räucherspeck zugeteilt. Das Essen hatte man bei den Kaufleuten der Stadt gesammelt, denn niemand war davon ausgegangen, dass die Stadt Kriegsgefangene beherbergen musste. Im Gegenteil, alle hatten sich darauf eingestellt, dass in den Straßen von Eckernförde dänische Soldaten patrouillieren würden, noch bevor der Tag zu Ende ging. Doch statt sie zu bewachen, wurden wir nun von den Einwohnern der Stadt bewirtet.

Alte Frauen tauchten in der Kirche auf und boten denen, die Geld hatten, feineres Brot und Branntwein an. Eine von ihnen war Mutter Ilse mit der schiefen Hüfte. Sie strich einem der Gefangenen über die rußgeschwärzte Wange und murmelte dabei: «Du armer Kerl.»

Sie hatte ihn von einem früheren Besuch in der Stadt wiedererkannt. Wir hatten doch so oft Branntwein bei ihr gekauft.

Der Gefangene nahm ihre Hand.

«Nenn mich nicht einen armen Kerl. Ich bin zumindest noch am Leben.»

Es war Ejnar.

In der langen Kampfpause nach dem Hissen der Signalflagge war Ejnar an Deck umhergegangen und hatte nach Kresten gesucht. Unter den Lebenden oder Verwundeten hatte er ihn nicht gefunden. Viele Tote lagen auf dem Bauch und mussten umgedreht werden. Anderen war das Gesicht weggeschossen worden. Unter den Leichen bei der Kanone Nr. 7 befand er sich nicht.

Torvald Bønnelykke, der an einer der anderen Kanonen gestanden hatte, kam auf ihn zu.

«Suchst du nach Kresten?», fragte er.

Er war aus Marstal und hatte sich ebenfalls Krestens düstere Vorahnungen anhören müssen.

«Er liegt da drüben», sagte er und zeigte dorthin. «Du wirst ihn aber nicht erkennen, seinen Kopf hat eine Kanonenkugel erwischt. Ihn werden wir nicht mehr wiedersehen. Ich stand daneben, als es geschah.»

«Dann hat er also doch recht behalten», sagte Ejnar. «Zum Teufel, was für eine Art zu sterben.»

«Tot ist tot», sagte Bønnelykke. «Ich weiß nicht, ob die eine Art besser ist als die andere. Das Resultat ist doch das gleiche.»

«Ich muss seinen Seesack finden. Das habe ich ihm versprochen. Hast du Lille Clausen gesehen?»

Ejnar drehte sich zu Bønnelykke um, der den Kopf schüttelte. Sie suchten und fragten sich durch, aber niemand hatte den kleinen Marstaler gesehen.

Es war ungefähr zehn Uhr abends, und erschöpft bereiteten wir uns auf die Nacht vor, als die Kirchentür aufging und ein weiterer Gefangener hereingeführt wurde. Er war in eine große Decke gehüllt, nieste ununterbrochen und zitterte am ganzen Körper.

«Zum Teufel, wie ich friere», sagte er mit heiserer Stimme. Dann explodierte er in einem weiteren Niesanfall.

«Ja, Augenblick mal, ist das nicht Lille Clausen?»

Ejnar kam auf die Beine und ging auf seinen Freund zu.

«Dann lebst du also.»

«Ja, natürlich lebe ich. Hab ich doch gesagt. Aber mir geht's hunds-miserabel. Ich glaub, ich sterbe stattdessen an Erkältung.»

Erneut nieste er.

Ejnar legte den Arm um ihn und führte ihn zu dem Strohlager, das er sich selbst hergerichtet hatte. Er spürte, wie Lille Clausen unter der Decke zitterte. Auf seinem weißen Gesicht zeigten sich rote Fieberflecken.

«Hast du trockene Sachen?»

«Nein, zum Teufel, ich konnte meinen Seesack nicht mitnehmen.»

«Zieh das hier an. Ich hoffe, du hast nichts dagegen, in Krestens Zeug herumzulaufen?»

«Dann ist er ...»

«Ja, er hatte recht mit seinen Vorahnungen. Aber was war mit dir? Wir haben dich überall gesucht, aber niemand hat dich gesehen. Ich dachte, du auch ...»

«Wer gehängt werden soll, ersäuft nicht. Heißt es nicht so bei uns? Der Herrgott will, dass ich an Erkältung sterbe, nicht im Krieg. Also weißt du, mitten in der Schlacht, da haben sie mich in einem Bootsmannsstuhl die Bordwand heruntergefiert. Ich sollte die Einschusslöcher mit Bleiplatten reparieren. Mich haben sie auch beschossen, diese Satansbraten, aber sie haben mich nicht erwischt.»

«Ich wusste gar nicht, dass du so ein Schwächling bist», sagte Ejnar. «Wirst krank von ein bisschen frischer Luft?»

«Nein, ich wurde glatt vergessen. Ich saß den ganzen Tag mit den Beinen im Wasser. Es war verdammt kalt.»

Lille Clausen nieste wieder.

«Erst als das Schiff evakuiert wurde, gelang es mir, ein Boot anzupreien. Verdammt, ich bin am ganzen Körper blau. Ich konnte nicht mal laufen, als ich an Land kam.»

Er hatte die trockenen Sachen angezogen und begann mit den Armen zu schlagen, um sich warm zu halten. Er sah sich in der Kirche um.

«Haben wir viele Gefallene?»

«Meinst du unter den Marstalern?»

«Ja, wen sollte ich sonst meinen? Die anderen kenne ich nicht.»

«Ich glaube, sieben haben wir verloren.»

«Ist Laurids darunter?»

Ejnar sah auf den Boden. Dann breitete er die Arme aus, als ob er etwas Peinliches zugeben wollte.

«Dazu kann ich nichts sagen.»

«Du meinst doch wohl nicht, dass er abgehauen ist?»

«Nein, abgehauen ist er nicht. Ich sah ihn zum Himmel fahren. Aber ich sah ihn auch wieder herunterkommen.»

Lille Clausen starrte ihn ungläubig an. Dann schüttelte er den Kopf.

«Meine Augen erzählen mir, dass du nichts abbekommen hast», sagte er. «Aber meine Ohren sagen mir, dass dein Verstand Schaden genommen hat.»

Er explodierte in einem weiteren Niesanfall und ließ sich auf das Strohlager fallen. Ejnar setzte sich neben ihn und stierte mit abwesendem Blick vor sich hin. Lille Clausen saß eine Weile steif da und tat so, als wäre er beleidigt. Verstohlen blickte er hinüber zu Ejnar und hoffte, seine Verschlossenheit würde zu irgendeiner Reaktion führen. Doch Ejnar starrte mit dem gleichen fernen Blick weiter vor sich hin. Vielleicht war er tatsächlich wahnsinnig geworden?

«Na, na», tröstete ihn Lille Clausen. «Du wirst sehen, du kommst schon wieder zu Verstand.»

Eine Zeit lang schwieg er. Dann fügte er leise hinzu: «Aber Laurids können wir wohl abschreiben.»

Sie blieben noch ein wenig nebeneinander sitzen. Niemand sagte ein weiteres Wort. Dann legten sie sich hin und fielen erschöpft in den Schlaf.

Um sieben Uhr morgens wurden wir geweckt und mit Brot, Räucherfleisch und warmem Bier verköstigt. Eine Stunde später zählte man uns durch. Ein Offizier erschien und bat um unsere Namen und die Namen der Städte, aus denen wir kamen, damit er unseren Familien Bescheid geben konnte. Alle drängten sich um ihn. Eifrig riefen wir unsere Namen, und der Tumult war so groß, dass nur die Hälfte von uns notiert waren, als gegen zehn Uhr der Befehl zum Abmarsch in die Festung von Rendsburg gegeben wurde.

Draußen vor der Kirche mussten wir uns in Reih und Glied aufstellen. Die Stimmung war umgeschlagen. Unsere Wachtposten hatten nun keine Geduld mehr mit ihren geschlagenen Feinden. Viele von uns waren noch halbtaub nach dem Kanonendonner des vorherigen Tages und verstanden nicht jeden Befehl, obwohl man sie uns direkt ins Gesicht brüllte. Wir wurden geschlagen und gestoßen. Die Einwohner der Stadt standen dicht um uns herum und brachen über unsere Demütigung in Hurrarufe aus. Eine Gruppe Matrosen mit Entermessern im Gürtel er-

ging sich in groben Beschimpfungen, die wir zu unserem großen Verdruß unbeantwortet lassen mußten.

Die Landstraße führte am Strand entlang, so dass wir einen letzten Eindruck vom Schauplatz unserer unverständlichen Niederlage bekamen. Das Wrack der *Christian VIII.* trieb schwelend auf dem Wasser. Noch immer stieg Rauch aus dem verkohlten Rumpf. Am Ufer lagen verstreute Reste der Masten und Rahen, die bei der Explosion an Land geschleudert worden waren. Wie Ameisen, die das Skelett eines toten Löwen säubern, waren die Deutschen eifrig damit beschäftigt, die Schiffstrümmer zu bergen, die noch vor einigen Stunden zu einem der stolzesten Schiffe der dänischen Flotte gehört hatten.

Wir kamen an der südlichen Strandbatterie vorbei, mit der wir einen ganzen Tag im Feuerkampf gelegen hatten und die schließlich unser Schicksal besiegelte. Selbst die Unkundigsten unter uns mußten nicht ihre Finger benutzen, um sich die Feuerkraft des Feindes auszurechnen. Vier Kanonen! Das war alles. David hatte gegen Goliath gekämpft, und wir waren Goliath gewesen.

Unterwegs wurden wir von mehreren Fuhrwerken überholt. Es waren die Offiziere der *Christian VIII.* und der *Gefion*, die sich ebenfalls auf dem Weg in die Gefangenschaft nach Rendsburg befanden. Wir salutierten, als sie an uns vorbeifuhren, und die Offiziere grüßten zurück. Dann waren sie in einer Staubwolke verschwunden. Wir hörten das Rumpeln eines weiteren Wagens und Gelächter. Eine Kutsche mit holsteinischen Offizieren passierte uns. Ein Mann ohne Kopfbedeckung ragte zwischen ihnen heraus.

«Der Teufel soll mich holen», sagte Lille Clausen, «das war Laurids!»

«Das habe ich doch gesagt. Er fuhr zum Himmel und kam wieder zurück.»

Über das Gesicht des kleinen Clausen zog sich ein breites Grinsen.

«Ja, aber mir ist es egal, wie er es gemacht hat! Das Wichtigste ist, dass er noch lebt.»

Ein Stück weiter vorn hielt die Kutsche. Die Offiziere stiegen aus und gaben Laurids die Hand. Einer von ihnen steckte ihm eine Branntwein-

flasche in die Manteltasche. Ein anderer gab ihm ein paar Geldscheine. Dann hoben sie die Hand zum Gruß und verschwanden. Laurids blieb einen Augenblick stehen und schwankte. Lille Clausen rief ihn. Er sah in unsere Richtung und hob unsicher die Hand. Ein Soldat packte ihn am Arm und jagte ihn ins Glied neben die beiden Marstaler.

«Laurids!», entfuhr es Lille Clausen. «Ich dachte, du wärst tot.»

«Das war ich auch», erwiderte Laurids. «Ich habe Petrus' Arsch gesehen.»

«Petrus' Arsch?»

«Ja, er hob seine Kutte und zeigte mir seinen Arsch.»

Laurids fischte die Branntweinflasche aus der Manteltasche und ließ sich die farblose Flüssigkeit in den Mund laufen. Er reichte die Flasche Lille Clausen, der einen ordentlichen Zug nahm, bevor er sie an Ejnar weitergab, der noch immer kein Wort gesagt hatte.

«Versteht ihr», sagte Laurids, «wenn der heilige Petrus einem seinen Arsch zeigt, bedeutet das, dass seine Zeit noch nicht gekommen ist.»

«Und da hast du beschlossen, zur Erde zurückzukehren.»

Es war Ejnar, der endlich das Wort ergriff. Ein verklärtes Strahlen breitete sich über seinem Gesicht aus, und seine Stimme klang erleichtert, als hätte man ihn gerade von einer Anklage freigesprochen.

«Ich habe es gesehen», sagte er. «Du hast an Deck gestanden, als die *Christian VIII.* in die Luft flog. Du wurdest hochgeschleudert, mindestens zehn Meter, und dann kamst du wieder runter und bist auf den Füßen gelandet. Lille Clausen behauptet, ich hätte den Verstand verloren. Aber ich habe es gesehen. Du hast es getan. Stimmt es etwa nicht?»

«Es war heiß wie in der Hölle», sagte Laurids, «aber oben wurde es kühler. Ich sah den Arsch des heiligen Petrus und begriff, dass ich nicht sterben sollte.»

«Aber wie bist du an Land gekommen?», wollte Lille Clausen wissen.

«Ich bin gelaufen», sagte Laurids.

«Du bist gelaufen? Du kannst doch nicht übers Wasser laufen.»

«Ich bin auf dem Grund gegangen.»

Laurids blieb stehen und deutete auf seine Stiefel. Seine Hintermänner stolperten gegen seinen breiten Rücken, es kam Unordnung ins Glied. Ein Soldat rannte herbei und gab Laurids einen Stoß mit dem Gewehrkolben.

Laurids drehte sich um.

«Nun mal sachte, mal sachte», sagte er mit der Überlegenheit eines Betrunkenen und machte eine beschwichtigende Geste. Dann reihete er sich ein und fand den Marschrhythmus wieder.

Der Soldat ging weiterhin neben ihm.

«Es war nicht meine Absicht, dir etwas zu tun», sagte er auf Südjüt-  
ländisch.

«Schon verziehen», antwortete Laurids.

«Ich habe von dir gehört», sagte der Soldat. «Du warst das doch, der mit der *Christian VIII.* in die Luft geflogen ist und wieder auf den Beinen landete?»

«Ja, das war ich», erwiderte Laurids mit großer Würde und richtete sich auf. «Mit der Hilfe Gottes und meiner Seestiefel landete ich wieder auf den Beinen.»

«Der Seestiefel?»

Nun war Ejnar verwirrt.

«Ja», sagte Laurids in einem Ton, als wollte er einem Kind etwas erklären. «Dank meiner Seestiefel landete ich wieder auf den Beinen. Hast du jemals versucht, meine Seestiefel anzuziehen? Die wiegen so viel wie die Hölle. Niemand kann damit längere Zeit im Himmel bleiben.»

«Genau wie bei der Auferstehung von Jesus», sagte der Soldat.

«Blödsinn», unterbrach ihn Laurids brüsk. «Jesus trug keine Seestiefel.»

«Er hat auch nicht Petrus' Arsch gesehen», fügte Lille Clausen hinzu.

«Genau», sagte Laurids und ließ die Flasche noch einmal kreisen.

Auch der Soldat wurde eingeladen, und nachdem er einen raschen Blick über die Schulter geworfen hatte, nahm er einen Schluck.

Wir marschierten den ganzen Tag, aber mit unserer guten Laune war es bald vorbei. Es waren vier Meilen bis Rendsburg. Die Bauern kamen aus ihren Häusern und gafften. Wir starrten nicht zurück. Der Trotz war verschwunden. Die meisten von uns sahen in den Staub der Landstraße und gingen stumpfsinnig weiter. Eine bleischwere Müdigkeit hatte uns alle ergriffen, aber wir wussten nicht, ob die schmerzenden Füße oder der Kopf die Ursache dafür waren, dass immer mehr von uns resignierten. Wir wurden apathisch und stolpterten ineinander wie Betrunkene,

obwohl nur Laurids das Privileg der Trunkenheit genoss. Entsprechend unbeteiligt war er auch. Er summt beim Gehen vor sich hin, und obwohl er den Herrn besucht hatte, kamen ihm keine frommen Lieder über die Lippen. Schließlich schwieg er und ging mit einem selbstvergessenen Blick weiter, als würde er nun im Gehen seinen Rausch ausschlafen.

Hin und wieder blieben wir an einem Weiher stehen, um zu trinken. Die Soldaten behielten uns mit gesenkten Bajonetten im Auge, während wir unsere Hüte mit Wasser füllten und herumreichten. Dann marschierten wir weiter. Als wir die Hälfte der Strecke hinter uns hatten, wurden die Wachen abgelöst. Ejnar und Lille Clausen verabschiedeten sich von dem Soldaten. Laurids befand sich in seiner eigenen Welt. Der Soldat schaute ihn sich ein letztes Mal an und wechselte ein paar Worte mit einem preußischen Kameraden, der seinen Platz einnahm. Der blickte skeptisch auf Laurids und schüttelte den Kopf, trotzdem beobachtete er ihn den Rest des Marsches über verstohlen aus den Augenwinkeln.

Gegen Abend, als es bereits dunkel zu werden begann, erreichten wir Rendsburg. Die Nachricht von der Schlacht war uns vorausgeeilt, und die Landstraße und Wälle waren voller Menschen, die sich die Gefangenen ansehen wollten. Wir passierten das Stadttor und eine Brücke, dann ging es durch das innere Tor, bis wir uns in den engen Gassen im Zentrum der Stadt befanden. Tausende waren hier zusammengekommen, und die Soldaten mussten ihre Gewehre einsetzen, um die Neugierigen auf Abstand zu halten und uns einen Durchgang zu verschaffen. Unter den Zuschauern gab es viele hübsche Mädchen, aber es war kein sehr schönes Gefühl, als wir feststellten, dass ihre Blicke mit Verachtung auf uns lagen.

Wir wurden in einer großen alten Kirche einquartiert, in der so viel Stroh auf dem Boden lag, dass es eher nach einer Scheune als nach einem Gotteshaus aussah. Den ganzen Tag über hatten wir nichts gegessen; nun wurden Säcke mit Zwieback und warmes Bier ausgegeben. Der Zwieback trocknete uns den Mund aus, er war mehrere Jahre alt. Das Bier bekam uns allerdings gut, und schon bald lagen wir, verstreut in dem großen Kirchenschiff, in tiefem Schlaf.

Am nächsten Tag, es war der Ostersonntag, nahmen wir den Raum und die Schlafmöglichkeiten in Augenschein, fanden einige Freunde und

stellten den Verlust anderer fest. Die Gefangenen kamen sowohl von der *Gefion* als auch von der *Christian VIII*. In der Kirche gab es einige Kammern, die mit Stühlen und Gardinen vor den Fenstern ausgestattet waren. Sie wurden sofort in Beschlag genommen; der Besitz eines solchen Zimmers galt als Privileg. Wir Marstaler hatten uns einen Raum oben im Chor gesichert. Auch die anderen steckten mit denen zusammen, die sie von daheim kannten, hier die aus Ærøskøbing, dort die Lolländer, die Fünen und die Langeländer. Wir bildeten eine ganze Landkarte in der reetgedeckten Kirche.

Disziplin kannten wir nicht. Wir waren zu kurz bei der Marine, um eine andere Ordnung akzeptieren zu können als die, die sich in unserem Kopf befand. Man hatte uns die Kriegsschiffe unter den Füßen in Brand geschossen und uns von unseren eigenen Offizieren getrennt. Es gab nur einen Befehl, dem wir gehorchten, und der kam aus dem Bauch. Wenn morgens die Kirchentür aufging und jedem Mann ein Stück Brot ausgehändigt wurde, gab es einen Ansturm auf die Tür, weil alle nur an ihren eigenen Hunger dachten. Zuletzt schmissen die Soldaten das Brot über unsere Köpfe hinweg, und wir prügelten uns wie wilde Tiere darum.

Ejnar wurde sein Brot aus den Händen gerissen. Lille Clausen bekam einen Tritt vors Schienbein. Nur Laurids stand abseits des ganzen Tumults, als würde er weder Hunger noch Durst kennen. Es waren beschämende Momente, doch die Ordnung, die wir in der Marine exerziert hatten, war vergessen. Nun galt es, eine neue Ordnung zu finden, und ein Handgemenge war ein probates Mittel dafür.

Die nächste Mahlzeit wurde ausgeteilt, als handelte es sich um ein militärisches Manöver. Ein Major und ein Unteroffizier brüllten ihre Befehle. Sie hatten die Bootsmänner der *Gefion* und der *Christian VIII*. mitgebracht, und nun wurden wir jeweils zu acht in die gleichen Gruppen eingeteilt, die wir von den Kriegsschiffen her kannten – es sollte doch ordentlich zugehen, wenn wir Verpflegung bekamen. Wir erhielten einen Löffel und einen Blechnapf und mussten uns am Altar aufstellen. Es war wohl so eine Art Abendmahl, jedenfalls erforderte es unsere ganze Phantasie, um das, was sich in den Blechnäpfen befand, als Mahlzeit zu betrachten. Eine dünne Dörrpflaumensuppe war es, die jeder von uns aus purer Not heraus zu sich nahm. Hinterher legten wir uns ins Stroh,

um zu schlafen. Die Lethargie, die am Tag nach der Niederlage über uns gekommen war, hatten wir noch immer nicht überwunden.

Irgendwann am Nachmittag ging die Kirchentür auf, und eine Gruppe Offiziere trat zusammen mit einigen gut gekleideten Männern ein, bei denen es sich um angesehene Bürger aus Rendsburg handeln musste. Bei ihnen befand sich der preußische Soldat, der Laurids auf dem letzten Teil des Marsches so misstrauisch beäugt hatte. Jetzt ging er suchenden Blicks in der Kirche umher, während die Herren an der Tür warteten. Schließlich entdeckte er Laurids; er hatte ihn gesucht. Der Soldat befahl ihm, sich aus dem Stroh zu erheben, und führte ihn zu der wartenden Gesellschaft an der Kirchentür. Die Herren begannen sich mit Laurids zu unterhalten. Es war klar, dass sie ihn nach irgendetwas befragten, und nach einer Weile geschah das Gleiche wie zwei Tage zuvor, als er auf dem Weg nach Rendsburg den Offizieren Lebewohl gesagt hatte. Sie drückten ihm ein paar Geldscheine in die Hand, bevor sie sich mit großer Höflichkeit von ihm verabschiedeten. Einer der gut gekleideten Bürger lüftete sogar förmlich den Hut.

Laurids, der Himmelfahrer, war eine Berühmtheit geworden.

Die Geschichte machte nun auch unter den Gefangenen in der Kirche die Runde. Es gab noch ein paar andere Männer, die gesehen hatten, wie Laurids mitgerissen wurde, als die *Christian VIII.* in die Luft flog, und auf wundersame Weise wieder auf dem brennenden Deck auftauchte, als die Feuersäule zusammengesunken war. Sie hatten geglaubt, sie hätten eine Art Erscheinung gehabt, eine Vision aufgrund der Lebensgefahr im Gefecht und ihrer nervösen Erregung. Bisher hatten sie mit niemandem darüber gesprochen, nun aber traten sie vor und legten Zeugnis davon ab; und rasch scharte sich eine größere Gruppe um Laurids.

Wir wollten wissen, wieso er keine angesengten Kleider oder Haare hätte.

«Ich habe angesengte Stiefel», sagte er und streckte einen Fuß vor, so dass wir den Schuh betrachten konnten.

«Und die Füße?», wollten wir wissen.

«Die stinken», antwortete Laurids.

Ejnar konnte seine Augen nicht von Laurids abwenden. Er sah ihn an,

wie man einen Fremden betrachtet. Laurids war für ihn zu einem Fremden geworden. Er behandelte Laurids mit einer linkischen Hochachtung, und es fiel ihm schwer, der alte Ejnar zu sein, wenn er in der Nähe war.

Lille Clausen billigte das Ereignis oder, besser, nun, da Laurids leibhaftig vor ihm stand, billigte er, dass die anderen an seine Himmelfahrt glaubten. Er selbst war von Anfang an skeptisch gewesen. Nun schloss er sich den Gläubigen an, allerdings mehr zum Spaß, eher so, wie man an einem gemeinsamen Scherz teilnimmt. Laurids war in seinen Augen schon immer ein großer Spaßvogel gewesen. Erst hatte er die ganze Insel glauben lassen, dass der Deutsche käme. Und nun ließ er die Deutschen glauben, er sei gen Himmel und wieder zurück gefahren. Lille Clausen staunte und hatte gewaltigen Respekt vor dieser Leistung. Dieser Laurids, der war doch ein Satanskerl!

Während Laurids seine Geschichte erzählte, füllte sich die Kirche mit Händlerinnen. Es waren Frauen, die die Erlaubnis erhalten hatten, jeden Tag mit ihren Körben in die Kirche zu kommen und Kaffee, Kuchen, Kümmelbrot, Eier, Butter, Käse, Hering und Papier zu verkaufen. Die Mannschaft der *Gefion* konnte es sich leisten. Die meisten von uns besaßen noch ihre Seesäcke und Geld, und darüber hinaus hatten die Offiziere die Schiffskasse geöffnet und zwei Speziestaler an jedes Besatzungsmitglied verteilt, bevor sie den Rest des Geldes ins Meer warfen, damit die Deutschen es nicht in die Finger bekamen.

Wir Marstaler gehörten zu den Privilegierten. Wir waren alle zusammen auf der *Gefion* gewesen, abgesehen von Laurids, der von der *Christian VIII.* außer den Kleidern, die er am Leib trug, und seinem Ruf als Himmelfahrer nichts mitgebracht hatte. Aber seine Taschen waren gefüllt mit Geldstücken, die ihm die neugierigen Deutschen gegeben hatten. Als er sah, dass wir uns versorgt hatten, kaufte er eine Extraportion Proviant und verteilte sie unter den Besatzungsmitgliedern der *Christian VIII.*, die ebenso wie er ohne ihr Eigentum von Bord geflohen waren. Sie nahmen seine Geschenke dankbar entgegen, und diese Geste trug zusätzlich zu seinem Ruhm bei.

Als wir erwachten, war es Ostermorgen. Wir sollten Ostern eingesperrt in einer Kirche zubringen, bekamen aber keinen Pastor zu Gesicht. Wir

lagen auf dem Rücken im Stroh und starrten hinauf zur spitzen Wölbung der Decke, die sich über uns erhob. An den Mauern hingen dunkle Gemälde mit schweren Goldrahmen, überall standen geschnitzte Holzfiguren, und von der masthohen Decke hing ein Kronleuchter. Das war etwas anderes als die Kirche in Marstal mit ihren blau gestrichenen Bänken und nüchternen, weiß gekalkten Wänden. Allerdings stand uns der Sinn nicht nach Andacht. Wir lagen im Stroh und gingen auf Stroh, doch im Stroh lebten auch die Tiere auf einem Bauernhof; daher fühlten wir uns wie Schweine in einem Schweinestall, dessen himmelstrebende Wölbung nicht dazu da war, uns auf einen Feiertag einzustimmen, sondern uns zu verspotten und zu erniedrigen. Wir waren Männer der Niederlage, nicht nur unserer Handlungsmöglichkeiten und Freiheit beraubt, sondern – und das war noch schlimmer – auch unseres Stolzes. Wir hatten nicht mit Ehre gekämpft. Später würde man uns bestimmt erzählen, wir hätten es getan, und eines Tages würden wir es selbst glauben, doch noch war die Erinnerung an diesen fürchterlichen Tag in der Eckernförder Bucht viel zu frisch – und sie erzählte uns etwas anderes. Wir hatten kopflos gekämpft, verängstigt, ja betrunken, um die Angst zu dämpfen. Die tüchtigen Seeleute unter uns waren keine geübten Soldaten, und diejenigen, die sich im Militärischen auskannten, hatten nicht die geringste Ahnung von Seefahrt.

Kapitän Krieger war zusammen mit dem Porträt seiner Frau in die Luft geflogen, und der Herr mochte seiner Seele gnädig sein, diesem verwirrten, armen Teufel. Doch Kommandant Paludan war als Erster in die Boote gegangen, um sich an Land in Sicherheit zu bringen. War das eine Handlung, die eines solchen Mannes würdig war und vor der ein ehrlicher Seemann Respekt haben konnte?

Wir saßen in den Strohhaufen und sahen hinauf zu einer Deckenwölbung, die uns als die erbärmlichsten Wesen der Welt zu verspotten schien.

In der Kirche standen an mehreren Stellen Branntweineimer. Bei den Marktfrauen brauchten wir den starken Trank allerdings nicht zu kaufen. Wir bekamen ihn kostenlos, so viel wir wollten. Der deutsche Militärarzt hatte bereits am ersten Tag der Gefangenschaft verfügt, dass Branntwein gut für die Gesundheit sei, und nun gingen wir zu den Ei-

mern wie die Schweine zum Trog. Ja, wir waren Schweine, die sich im Stroh wälzten und schliefen, Schweine, die noch vor Kurzem dem Schlachtermesser entronnen waren; sicher, unser Leben hatten wir, aber Menschen schienen wir nicht mehr zu sein.

Außerdem stanken wir. Unsere Kleider hatten wir während der Schlacht beschmutzt. Wir rochen nach unkontrollierten Darmentleerungen und Angst. Ist es etwa das Geheimnis der Männer im Krieg, dass sie ihre Hosen wie erschrockene Kinder mit dem ein oder anderen vollmachen? Es gab nicht einen unter uns, der nicht Furcht davor hatte, auf See zu sterben, aber niemand hatte jemals die Hosen voll, nur weil ein Sturm Mast und Takelage mitriss oder eine Welle das Schanzkleid zerlug und über Deck fegte.

Das war der Unterschied. Das Meer respektierte uns als Männer. Das taten die Kanonen nicht.

«Du, Himmelfahrer!», riefen wir Laurids zu und wiesen auf die Kanzel.

«Es ist Ostern. Predige uns, erzähl uns vom Arsch des heiligen Petrus!»

Laurids stolperte hoch zur Kanzel. Er hatte seine Erhabenheit verloren und war wieder besoffen, wie wir anderen auch. Irgendein Masttopp war die Kanzel nicht. Schwindlig wurde ihm trotzdem, als er oben stand. Das lag am Brantwein. Zweimal hatte er Schiffbruch erlitten. Das zweite Mal hatte er eine ganze Nacht lang auf einer flachen Klippe im Meer vor Mandal gestanden, wo sein Schiff untergegangen war. Er hatte Kummer und Entsetzen verspürt. So nah war er dem Tod gewesen. Das Wasser spülte über seine Füße, während er auf Rettung wartete, die bei Tagesanbruch eintraf, als ein Lotsenboot sich näherte und ihm eine Leine zuwarf. Scham hatte er nicht empfunden, denn man musste sich nicht dafür schämen, vom Meer besiegt zu werden.

Ein schlechter Seemann war er nicht. So viel wusste er.

Die Strömung, der Wind und die Dunkelheit waren ungleiche Gegner, während der Schlacht in der Bucht jedoch hatte es keine Bedeutung gehabt, ob er ein guter oder ein schlechter Seemann war. Die Niederlage gegen einen schwächeren Feind hatte ihn zu einem Mann ohne Ehre werden lassen und Kommandant Paludans beschämendes Auftreten ihn mit hinab in die Ehrlosigkeit gezogen.

Er stand auf der Kanzel und hatte nichts zu sagen. Seine Speiseröhre brannte, er beugte sich vor und erbrach sich.

Sein Vorgehen wurde mit Jubel und Klatschsalven begrüßt.

Es war eine Predigt, wie wir sie schätzten.

Den ganzen Tag über war Laurids still. Wieder kamen Offiziere und fremde Bürger, die ihn sehen und von seiner Himmelfahrt hören wollten, doch er blieb in seinem Stroh und drehte ihnen den Rücken zu wie ein Bär in seiner Winterhöhle. Sie boten ihm Geld, aber er ließ sich durch nichts von seiner Unnahbarkeit abbringen; sie mussten wieder gehen. An den folgenden Tagen flaute sein Ruhm ab. Er zerstörte ihn selbst mit seiner Unwilligkeit, obwohl es für ihn ein einträgliches Geschäft hätte werden können, sich herumzeigen zu lassen, Hände zu schütteln und über seine Eindrücke aus dem Jenseits zu berichten. Aber er hatte schlechte Laune und befand sich ganz und gar in den Klauen des Diesseits.

Er lag auf dem Stroh oder ging mit gerunzelter Stirn auf und ab, die Hände über der Brust gefaltet.

«Er denkt», sagte Ejnar voller Ehrfurcht.

Ejnar war das einzig noch verbliebene Mitglied der Gruppe von Anhängern, die zu einer ganzen Gemeinde hätte anwachsen können, wenn Laurids es nur selbst gewollt hätte.

Die Stimmung bei uns Übrigen wurde besser. Wir fanden uns in kleinen Gruppen zusammen, und aus den Ecken der Kirche ertönten Gesang und Musik. Zunächst hatten wir uns nach der Gegend, der Insel oder der Stadt, aus der wir kamen, verteilt. Wir sahen uns fast an, als wären wir Feinde. Doch die Musik vereinte uns wieder. Hier saß ein Inselbewohner neben einem Jütländer, dort ein Lolländer zusammen mit einem Seeländer. Wenn nur die Stimmen zusammenpassten, ertrugen sie den Dialekt des anderen durchaus. Es war allerdings noch immer der Branntweineimer, der unseren Stimmen den Klang gab.

Nach einigen Tagen erhielt Lille Clausen einen Brief von daheim. Seine Mutter schrieb von dem verhängnisvollen Gründonnerstag, an dem die Schlacht stattgefunden hatte. Ejnar und Laurids setzten sich neben ihn ins Stroh, auch Torvald Bønnelykke kam dazu. Wir waren gespannt,

Neuigkeiten von zu Hause zu hören, und Lille Clausen las den Brief mit unsicherer Stimme und langen Pausen laut vor.

Bereits in den Morgenstunden hatten sie in Marstal den Kanonendonner gehört, als hätte die Schlacht direkt vor der Mole stattgefunden und nicht auf der anderen Seite der Ostsee. Vor allem während der Predigt von Pastor Zachariassen in der Kirche sei dieses Dröhnen so heftig gewesen, dass der Boden unter ihren Füßen gebebt hatte. Der Pastor war so ergriffen, dass er weinte.

Gegen Mittag wurde es still. Aber niemand kam wirklich zur Ruhe. Statt nach Hause zu gehen und mittagzuessen, hielten sich die Einwohner in den Straßen auf und diskutierten den Verlauf der Schlacht. Einzelne Kriegskundige wie Schreiner Petersen, der alte Jeppe, ja sogar Madame Weber, allesamt Veteranen der großen Mobilisierungsnacht, als wir glaubten, der Deutsche käme, erklärten mit großer Entschiedenheit, dass es für die Dänen unmöglich übel ausgehen würde. Ein Linienschiff könne niemals von einer Strandbatterie besiegt werden. Die Deutschen hätten die glatte Breitseite abbekommen. Es war die süße Musik des Sieges, der wir den ganzen Tag gelauscht hatten.

Gegen Abend war ein so gewaltiges Dröhnen zu vernehmen gewesen, dass das Steilufer bei Voderup unter dem Druck einstürzte. Es gab wohl niemanden in Marstal, der in dieser Nacht ein Auge zutat, so quälte man sich mit Spekulationen über den Ausgang der Schlacht. Und als die Nachrichten am späten Freitag eintrafen, dessen Stunden so langsam vergingen, wie sie der Erlöser am Kreuz empfunden haben musste, waren die schlimmsten Befürchtungen bestätigt worden.

«Ich war außer mir vor Verzweiflung, obwohl ich dem Herrn hätte vertrauen müssen. Die ganze Nacht habe ich gebetet, damit er seine Hand über dich hält, und er hat meine Gebete erhört, obschon es andere gibt, deren Gebete er nicht hörte. Krestens Mutter läuft mit Tränen in den Augen herum und macht sich Vorwürfe, dass sie ihn nicht zurückgehalten hat. Ich habe ihr gesagt, Kresten hätte seinen eigenen Tod vorausgesagt, und niemand könne seinem Schicksal entgehen, aber sie sagt, Kresten sei übergeschnappt, und es wäre die Pflicht einer Mutter, ihren Sohn vor seiner eigenen Unvernunft zu beschützen, und dann weint sie wieder.»

Lille Clausen las tonlos. Die Anstrengung, die Buchstaben zu deuten, erforderte seine gesamte Aufmerksamkeit; es war ihm einfach nicht möglich, auch noch den Sinn der Worte zu erfassen, die er vorlas.

«Was steht da?», fragte er plötzlich.

Die anderen schauten ihn verblüfft an.

«Aber du bist es doch, der vorliest», sagte Ejnar.

Lille Clausen sah ihn hilflos an, außerstande, sein Dilemma zu erklären.

«Tja, da steht, dass wir verloren haben», sagte Laurids. «Aber das müsste sie uns wahrlich nicht erzählen, verdammt. Und dann steht da, dass Krestens Mutter vor Kummer schier verrückt geworden ist. Und deine Mutter hat für dich gebetet.»

«Mutter hat für mich gebetet?»

Lille Clausen senkte den Blick und fand mit einiger Mühe die Stelle, in der die Mutter ihre schlaflose Nacht beschrieb. Dann las er sie noch einmal, wobei seine Lippen sich lautlos bewegten.

«Lies jetzt weiter», sagte Ejnar ungeduldig. «Was schreibt sie noch?»

Marstal hatte ein königlicher Befehl erreicht, dass unverzüglich sämtliche großen Boote und Fahrzeuge der Marine zu überstellen seien. Sie wurden benötigt, um Truppen über den Großen Belt zu transportieren. Doch obwohl sämtliche Seeleute, die nicht auf See waren, sich in der Schulstube versammelt und den Befehl gehört hatten, gab es niemanden, der sich freiwillig meldete. Dann wurden achtzehn Schiffe zwangsausgehoben, als aber der Tag des Auslaufens kam, waren die Schiffe nirgends zu finden. Von der Kanzel hatte Pastor Zachariassen die Marstaler für ihren Mangel an Opferbereitschaft gescholten, und nun wurde darüber gesprochen, ob die Stadt nicht einen neuen Pastor brauche.

Alles war durcheinandergeraten, es herrschten Krieg und schlimme Zeiten, aber wenn der Herrgott nur seine Hand über Lille Clausen und die übrigen Marstaller hielt, würde es wohl eines Tages ein Ende haben mit dem Elend. Dann würden die Zeiten wieder werden, wie sie einmal waren. Der Brief der Mutter von Lille Clausen endete damit, dass sie ihrem Sohn in der deutschen Gefangenschaft ihre innigsten Gebete und liebevollsten Gedanken schickte, indem sie die Hoffnung ausdrückte, dass er genügend zu essen bekäme und seine Kleider reinlich hielt.

«Mangelnde Opferbereitschaft!», schnaubte Laurids, als Lille Clau-

sen seine Lesung zu Ende gebracht hatte. «Solch ein Pastorenschwengel! Sieben sind tot, und der Rest sitzt in Gefangenschaft. Das Leben geben wir gern, aber das ist ihm nicht genug, diesem Satan. Jetzt will er auch noch unsere Schiffe. Aber die kriegt er nicht. Niemals!»

Die anderen nickten zustimmend.

Wir begannen jeden Tag mit warmem Bier. An einem Tag gab es dünne Dörripflaumensuppe, am nächsten Erbsen und Fleisch. Es war ein Ritual, nach dem sich unsere Mägen richten mussten. Doch wir hatten unter unseren geizigen Skippern auf See Schlimmeres erlebt und beklagten uns im Grunde nur aus Prinzip. Unsere Messer hatte man uns abgenommen, so dass uns nichts anderes übrig blieb, als das Brot in Stücke zu brechen oder zu reißen und wie die Pferde daran zu knabbern. Eine Stunde am Vormittag und eine Stunde am Nachmittag durften wir auf dem Kirchhof spazieren gehen und Tabak rauchen. Um uns herum standen die Schildwachen mit geladenen Gewehren. Wir konnten die Blicke von den Grabsteinen zu den Bajonetten und wieder zurück schweifen lassen und über den Sinn des Daseins philosophieren, wenn wir Lust dazu hatten. Das war alles an Abwechslung während unserer Gefangenschaft.

\* \* \*

Nach vierzehn Tagen wurden wir um fünf Uhr morgens geweckt und auf den Friedhof beordert. Hier hatten wir uns in Reih und Glied aufzustellen, insgesamt sechshundert Mann. Darunter befanden sich auch die Kadetten, die bisher in einer Reithalle untergebracht waren. Unsere Wächter gingen davon aus, dass wir der Disziplin bedurften, und wer hätte sie uns wohl besser in die Köpfe prügeln können als unsere eigenen Offiziere?

Mit den Seesäcken auf dem Rücken und dem Essnapf unterm Arm marschierten wir aus Rendsburg hinaus. Man brachte uns nach Glückstadt, wo wir mit dem Dampfzug ankamen und wie in Rendsburg von einer tausendköpfigen Schar Neugieriger empfangen wurden. Der Pulverdreck war abgewaschen. Wir hatten saubere Kleider erhalten und sahen beinahe aus wie gewöhnliche Menschen. Doch mehr noch als unser

gefährliches Aussehen war es unsere große Zahl, die die Bewohner der kleinen Stadt beeindruckte.

Wir marschierten hinunter zum Hafen, wo ein Kornlager auf unsere Einquartierung wartete. Es gab einen unteren und einen oberen Dachboden und auf jedem dieser Böden eine separate Kammer. Hier wurden die Kadetten untergebracht. Die Mannschaft schlief in den großen offenen Dachböden aufgereiht auf dem Fußboden, einhundertfünfzig Mann in jeder Reihe. Die Wände des Lagerhauses bildeten das Kopfende, zusammengezimmerte Bretter dienten als Fußende. Wie in Rendsburg bestand unser Lager aus Stroh. Da es hier jedoch auch Tische und Bänke gab, hielten wir all dies für eine Verbesserung. Auch hatten wir einen Hofplatz zu unserer Verfügung. Allerdings befand sich auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes ein weiterer Kornspeicher, und die beiden Lagerhäuser waren durch Bretterzäune miteinander verbunden, so dass wir ringsum eingesperrt waren.

Auf dem Platz zwischen den beiden Gebäuden hatte man einen kleinen See angelegt, so dass wir nun ein ganzes Gelände unser Eigen nannten. Ein Bretterzaun war immer noch besser als Bajonette, und der Teich hatte eine anregendere Wirkung auf unsere Phantasie als die Grabsteine in Rendsburg; so fanden wir selbst hier etwas, womit wir uns vergnügen konnten. Wir schnitzten kleine Schiffchen, klebten Stoffetzen an die Masthölzchen und veranstalteten auf der blanken Oberfläche des Weihers Seeschlachten. Die Hälfte der Schiffe war mit dem Dannebrog beflaggt. Die andere Hälfte schien vaterlandslos zu sein, die Schiffe besaßen keine Flagge. Es waren deutsche Aufrührer. Die Ehre, ihnen eine Flagge zu geben, wollten wir ihnen nicht erweisen. Wir inszenierten Seeschlachten und bombardierten die deutsche Flotte mit Steinen. Immer waren die Dänen siegreich, und die dänische Marine erlitt nur dann Verluste, wenn ausnahmsweise ein Stein danebenging.

Zu Hunderten standen wir um den Teich und riefen jedes Mal Hurra!, wenn ein Stein sein Ziel getroffen hatte und eines der Spielzeugschiffe kenterte. Es war die Stunde der Wiedergutmachung.

Nur Laurids drehte uns den Rücken zu, voller Verachtung.

«Ja, zu so etwas taugen wir. Wenn wir doch auch gewinnen würden, wenn es tatsächlich darauf ankommt.»

Laurids verbrachte die meiste Zeit im Stroh und starrte dort aus einem der Fenster, die zur Elbe hinausgingen. Er beobachtete die Schiffe, die auf dem Weg nach Hamburg waren oder von dort kamen. Seine Augen folgten ihnen, so lange er sie erkennen konnte, sein Herz noch länger. Er sehnte sich nach dem Meer.

Nach seiner Himmelfahrt war er ein anderer geworden.

Tagsüber saßen wir in der Sonne. Man hatte uns Bänke auf den Hofplatz gestellt. Einige spielten Karten. Bei einem Matrosen aus Ærøskøbing, Hans Christian Svinding, der des Schreibens kundig war, konnte man nach Diktat Briefe in die Heimat schreiben lassen. Nie sahen wir ihn ohne ein Heft in der Hand und einen forschenden Blick. Er notierte alles. Die meisten starrten jedoch bloß in die Luft, oft schon halb im Branntweinsuff. Abends wurde gesungen und getanzt, dass sich die schweren Bodenplanken bogen. Den größten Lärm aber machten die Kadetten. Sie mischten sich nicht unter die Mannschaft, sondern blieben in ihren Kammern, wo sie hinter verschlossenen Türen saßen und mit ihrem trunkenen Gebrüll sogar die Musik übertönten. Sie waren nichts anderes als Kinder und vertrugen keinen Branntwein. Keiner von ihnen war älter als sechzehn, der jüngste zwölf, die meisten waren erst dreizehn oder vierzehn. Viele von uns hatten Söhne in ihrem Alter oder älter. Und doch waren diese Kadetten unsere Vorgesetzten, obwohl sie nichts konnten und nichts wussten. Wir hatten das Gefühl, als müssten wir vor Schiffsjungen oder Leichtmatrosen strammstehen.

Noch immer wurde über Kommandant Paludans Fahnenflucht in der Stunde der Gefahr gerübelt. Wieso war unser Kapitän vor allen anderen ins Boot gegangen? Ein Soldat aus Schleswig hatte das Gerücht in Umlauf gesetzt, der Kommandant hätte erklärt, ein deutscher Offizier sei an Bord der *Christian VIII.* gekommen und habe ihm befohlen, das Schiff räumen zu lassen, obwohl die Verwundeten noch nicht an Land waren. Paludan habe tapfer protestiert, doch ihm sei beschieden worden, dass der Beschuss des Schiffs wiederaufgenommen würde, wenn er der Ordre nicht Folge leiste. Allerdings hatte niemand an Bord der *Christian VIII.* einen Offizier gesehen oder gehört, dessen Name angeblich Preuszer gewesen sein soll. Das deutsche Aufständischenheer bestritt jegliche Kenntnis über ihn. Nach Ansicht des Soldaten hatte

Kommandant Paludan den Mann nur erfunden, um seine eigene Feigheit zu kaschieren.

Als Lille Clausen die Geschichte hörte, öffnete er den Mund, um seinen Kommandanten zu verteidigen. Seine Ehre als Däne stand hier auf dem Spiel. Aber er wusste nicht, was er zur Verteidigung vorbringen sollte. Im Grunde genommen glaubte er die Geschichte. Uns hatte ein ehrloser Mann geführt. Auch Ejnar blieb stumm, als er die Geschichte vernahm; vor Scham traten ihm die Tränen in die Augen. Laurids begann zu fluchen, sagte im Übrigen aber auch nichts.

Zu irgendeinem Aufruhr führte Kommandant Paludans Verrat indes nicht, eher zu noch häufigeren Besuchen beim Branntweineimer. Unser Verdruss über die Gefangenschaft wuchs, und der Ton wurde ständig rauer.

Ein Ziel unserer Wut waren die Kadetten. Über ihre Bartlosigkeit waren schon viele Witze gemacht worden, aber immer nur hinter ihrem Rücken. Nun wurden die kleinen Männer ganz offen ersucht, ihre Hosen herunterzulassen, um feststellen zu können, ob sie auch untenherum so bartlos waren.

Der Anführer der Kadetten, ein vierzehnjähriger Bursche, hörte auf den Nachnamen Wedel. Er war der erste Kadett der *Christian VIII.* gewesen, der in die Boote ging, und sein triumphierender Ausdruck, als er in der Schaluppe des Kapitäns einen Platz neben Paludan bekam, einem engen Freund seines Vaters, war unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen. Er führte die Saufgelage hinter der geschlossenen Tür an und wurde zum häufigsten Opfer unserer immer dreister werdenden Frotzeleien.

Als Antwort auf eine besonders boshafte Andeutung über die Größe seines Geschlechtsteils gab er einem Matrosen aus Nyborg namens Jørgen Mærke eine schallende Ohrfeige. Er musste sich auf die Zehen stellen, um sein Ziel zu erreichen, was den ganzen Vorgang einigermaßen komisch aussehen ließ. Aber die Ohrfeige saß da, wo sie hinsollte.

Der Matrose stand im ersten Moment vor Verblüffung wie angewurzelt da, dann griff er sich langsam an seine brennende Wange, als wollte er sich überzeugen, dass man ihn tatsächlich geschlagen hatte.

«Stillgestanden, verdammt noch mal!», brüllte der kleine Wedel.

Der Matrose packte ihn an den Schultern und schleuderte ihn zu Bo-

den. Seine schweren Seestiefel nahmen Kurs auf die Rippen des Jungen. Sofort sammelte sich eine Gruppe um die beiden, nicht um dem Jungen zu Hilfe zu kommen, sondern weil es nun endlich eine Gelegenheit gab, der lang zurückgehaltenen Wut freien Lauf zu lassen. Nur Wedels gellender Schrei um Hilfe rettete ihn. Zwei schleswig-holsteinische Soldaten rannten mit aufgeflossenen Bajonetten die Treppe hinauf, doch bevor sie den Jungen erreichten, hatte Laurids den angriffslustigen Haufen zerstreut. Er packte Wedel beim Kragen und hievte ihn auf die Beine, während er mit der freien Hand die unmittelbar Umstehenden auf Abstand hielt.

Wedel schlotterte wie eine Stoffpuppe, vor Schreck versagten ihm die Beine.

«So, und jetzt benehmen sich alle wieder ordentlich», sagte Laurids mit ruhiger Stimme.

Er hatte zu seiner Rolle als Autorität auf Deck zurückgefunden. Der bedrohliche Haufen löste sich auf, und die Soldaten führten den Kadetten fort.

Den ganzen Weg die Treppe hinunter hörten wir Wedel lauthals greinen.

Noch am selben Abend war der kleine Kadett wieder mutig. Hinter verschlossener Tür hielten die Kadetten ein weiteres Saufgelage ab. Irgendwo in einer Ecke des Dachbodens fluchte jemand über den Lärm aus der Kammer der Knaben. Noch war es nicht Zeit zu schlafen, aber alles, was mit den Kadetten zusammenhing, weckte inzwischen unseren Unmut.

Es wurde an die Tür der Kadetten gehämmert und Nachtruhe verlangt. Sofort antwortete eine helle Jungenstimme frech, dass wir das Maul halten sollten.

«– oder wir schneiden dir den Schwanz ab, du Bauertrampel!»

«Sag das noch mal!», brüllte der Matrose an der Tür.

Ein besoffener Haufen, der auf der Bank an dem schweren Tisch in der Mitte unserer Unterkunft saß, kam auf die Beine. Sie hoben die Bank an und schwenkten sie hin und her, als wollten sie ihr Gewicht prüfen. Dann liefen sie mit der Bank als Rammbock auf den Raum der Kadetten zu und ließen sie mit einem gewaltigen Schlag gegen die Tür krachen. Drinnen wurde es augenblicklich still.

«Na!», rief einer der Männer. «Jetzt seid ihr wohl nicht mehr so vorlaut!»

Die Männer traten zurück, um Anlauf zu nehmen, und stürmten erneut los. Diesmal gab die Tür nach, und sie stolperten in den Raum. Ein Tisch stürzte um, eine Flasche flog auf den Boden, dann begann einer zu schreien. Eine große Gruppe Neugieriger versammelte sich vor der Tür und begann, die Kämpfenden anzufeuern. Ganz hinten in der Gruppe hatten sich Ejnar und Lille Clausen auf die Zehenspitzen gestellt, um etwas von der Prügelei mitzubekommen, aber durch die schmale Türöffnung war nichts zu erkennen.

Vom Lärm alarmiert, tauchten die Soldaten auf. Sie schlugen mit den Gewehrkolben um sich und drangen bis zur Kammer der Kadetten vor, wo sie die Kämpfenden trennten.

Kurz darauf erschien einer nach dem anderen. Die Kadetten mit hängenden Köpfen. Es war nicht zu übersehen, wer am meisten abgekriegt hatte. Wedel blutete aus der Nase. Ein anderer Kadett zeigte sein lädiertes Auge, das bereits zuzuschwellen begann. Ein dritter spuckte einen Zahnstummel aus, als er in der Tür auftauchte. Blut lief ihm über das Kinn.

«Da hat einer seinen Milchzahn verloren!», rief jemand aus der Gruppe.

Kurze Zeit später erschien Kommandant Fleischer, ein massiger Mann mit hoher Stirn und blondem Rosshaar im Nacken. Seine Wangen brannten, und seine Lippen waren feucht. In einem seiner Mundwinkel hing noch Sauce, als käme er gerade von einer Abendgesellschaft und hätte vergessen, sich den Mund abzuwischen.

Er hatte den Rang eines Majors, enttäuschte uns aber sofort mit seinem gemütlichen Ton.

«Aber so geht das doch nicht. Ihr müsst euren Offizieren schon ein wenig Respekt entgegenbringen. Sonst muss ich sehr viel strenger mit euch umgehen, und das würde ich nur sehr ungern tun. Also lasst uns das gemeinsam klären. Ihr werdet ja bald ausgetauscht, daher besteht doch gar kein Anlass, dass wir uns in der Zwischenzeit überwerfen.»

Wir sahen uns an. Das sollte der Feind sein, der Deutsche, der uns das Deck unter den Füßen weggeschossen hatte und uns nun gefangen hielt?

Die nächsten Tage verliefen friedlich. Die Brantweineimer waren stets gefüllt, und wir begannen wieder zu trinken. Jørgen Mærke ließ keine Gelegenheit aus, die Soldaten zu provozieren. Affenärsche nannte er sie, Kuhfladen, Wassernattern, schwanzlose Pygmäen und Halunken. Ständig hatte er einige Männer um sich. Wenn ein Soldat sich näherte, bildeten sie sofort eine schützende Mauer.

Eines Tages wurde es den Soldaten zu viel. Sie hatten ihn im Visier, und zwei Männer kamen auf den Dachboden, um ihn an dem Tisch zu arretieren, an dem er mit seinen Anhängern saß. Der Grund seiner Festnahme wäre Trunkenheit, erklärten sie.

Jørgen Mærkes Männer lachten über die Anklage laut auf und streckten die Arme vor. «Verhaftet uns alle sechshundert.»

Die Soldaten packten Mærke an der Schulter. Doch er hielt sich an der Tischkante fest, wobei er seine üblichen Beleidigungen ausstieß und rasch noch ein paar neue hinzufügte.

Seine Leute sprangen auf und drängten sich an die beiden Soldaten, um sie daran zu hindern, ihre Gewehre einzusetzen. Dann schubsten sie sie in Richtung Treppe. Die Soldaten waren eingeschüchtert und leisteten kaum Widerstand. Einer der beiden taumelte rückwärts die Treppe hinunter. Der andere erhielt einen Stoß und folgte ihm nach. Er fiel und verlor sein Gewehr. Ein paar Stufen weiter unten blieb es liegen.

Die Aufrührer blickten abwechselnd sich und das Gewehr an.

Niemand rührte sich. Es wurde ganz still.

Auf dem Treppenabsatz kam der Soldat wieder auf die Beine. Er war nach dem Sturz so benommen, dass er den Verlust seines Gewehrs gar nicht bemerkte. Er sah hinauf zu den Männern, aber es lag keinerlei Drohung in seinem Blick, nur Verwirrung.

Jørgen Mærke trat einen Schritt vor.

«Böh!», brüllte er und reckte seinen gewaltigen Bart vor, der ihn wie der Wilde Mann aussehen ließ.

Ein Ruck durchfuhr den Soldaten. Er drehte sich um und rannte die Treppe hinunter. Sein Kamerad kam ebenfalls auf die Beine und lief ihm nach. Die Männer lachten und klatschten sich auf die Schenkel. Dann blieben ihre Blicke an dem Gewehr hängen, und sie verstummten.

Es lag so nah vor ihnen, dass sie bloß ein paar Stufen hätten hinuntergehen müssen, um es aufzuheben.

«Nimm mich in die Hände», schien es zu sagen, «schieße, töte, werd wieder ein Mann!»

Sie waren in Trance, während sie der Rede des Gewehrs lauschten.

Einer von ihnen brach die Stille.

«Wir könnten ...», sagte er und ging die Treppe eine Stufe hinunter, als wollte er das Gewehr aufheben.

Er sah auf zu Jørgen Mærke. Er erwartete ein Nicken, eine Aufforderung, einen Befehl: «Ja, tu es!»

Doch Mærkes Blick war leer, und der Mund hinter dem dichten Bart blieb geschlossen.

Der Mann wurde unsicher. Die anderen traten einen Schritt zurück, als ob er nicht mehr länger zu ihnen gehörte. Dann bückte er sich und hob das Gewehr auf. Er sah niemanden an, als er die Treppe hinunterging. Er hielt das Gewehr in seinen ausgestreckten Armen, als wäre es eine Opfergabe, die mit der größten Vorsicht dargeboten werden musste. Als er den untersten Absatz erreichte, stellte er es an die weiß gekalkte Wand. Dann drehte er sich um und ging die Treppe wieder hinauf.

Wir zechten gewaltig an diesem Abend und riefen unzählige Male Hurra. Die Kadetten kamen aus ihrer Kammer und schlossen sich uns an. In diesem Augenblick waren wir alle Brüder.

Die nächsten Tage schnitzten wir noch mehr Schiffe, die wir in See stechen ließen. Wir versahen sie mit kleinen Papierfetzen in den dänischen Farben. Stolz wiegten sie sich in der Entengrütze und erinnerten uns an die Stärke des Vaterlands.

Wir begannen auf dem Hofplatz zu exerzieren und marschierten in geschlossenen Reihen, als würden wir uns auf eine größere Schlacht vorbereiten. Mit drei erhobenen Fingern legten wir einen Eid ab, dass wir niemals weichen und uns schleichen, sondern beharren und Gefahren ertragen würden, lauter geheimnisvolle Formeln, von denen wir selbst kaum ein Wort verstanden. Aber bedrohlich klang es, und so sagten wir die Schwüre mit lauter Stimme mitten auf dem Hofplatz auf.

Am Bretterzaun tauchte hin und wieder ein ängstliches Gesicht auf. Es waren die Bürger von Glückstadt, die uns ausspionierten. Wir führten unsere Komödie zu Ehren dieser Spione auf.

Schon bald verbreitete sich in der kleinen Stadt das Gerücht, dass die

dänischen Gefangenen sich auf eine Eroberung der Stadt vorbereiteten. Der Kommandant ließ uns daraufhin wissen, dass es von nun an verboten sei, die Schiffe auf dem Weiher mit dem Dannebrog zu versehen. Die Bürger von Glückstadt ertrugen die Fahne des Feindes nicht länger.

Wir nahmen es als einen Sieg.

Endlich hatte der Deutsche gelernt, uns zu fürchten.

Von dieser Art Sieg gab es in den kommenden Wochen noch einige, und jedes Mal feierten wir sie mit großen Mengen Branntwein.

\* \* \*

Unsere Gefangenschaft dauerte bereits über vier Monate, als Ende August ein Austausch mit deutschen Gefangenen beschlossen wurde. Zehn Tage marschierten wir bis Düppel, wo der Austausch stattfinden sollte. Unterwegs erlebten wir eine Reihe von Verzögerungen und Demütigungen, ertrugen jedoch alles mit erhobenem Haupt, denn wir hatten unsere Ehre zurückgewonnen, als wir die Deutschen in Glückstadt erschreckten. Wir sahen die dänischen Schiffe im Hafen von Sønderborg und wussten, nun waren wir frei. Auf dem Dampfschiff *Slesvig*, das uns nach Kopenhagen bringen sollte, erhielten wir weißes Brot und Butter, Branntwein und Bier, so viel wir trinken konnten. Die Nacht verbrachten wir an Deck. Das Schiff stampfte leicht, und die Maschine arbeitete schwer, mit keuchenden Atemzügen. Unruhig bebte das Deck unter unseren Rücken.

Es war eine wolkenlose Nacht, und der Sternenhimmel wölbte sich über uns. Der 21. August 1849 war eine gute Nacht für Sternschnuppen. Der leuchtende Schwarm der Kometen war eine andere Art von Kanonade als die, die uns das Leid der Gefangenschaft eingetragen hatte. Von Laurids war ein tiefer Seufzer zu vernehmen. Es waren die Sterne, die das Gefängnis ihm verwehrt hatte.

Wenn du keinerlei Kennung hast, wenn der Wind, die Strömung und die Wolken dir nichts erzählen, wenn der Sextant über Bord gegangen ist und der Kompass nichts taugt, dann navigierst du nach den Sternen.

Jetzt war er zu Hause.

«Hurra!» war das Wort, das wir in den nächsten Tagen am häufigsten hören sollten. Auf der Ostsee fuhren wir an einem Dampfschiff voll schwedischer Truppen vorbei, und auf Deck der *Slesvig* riefen wir den tapferen Schweden ein dreifaches «Hurra!» zu. Am Zollamt in Kopenhagen empfing uns die Mannschaft der Fregatte *Bellonas* mit einem dreimaligen Hurraruf. Dann war die Reihe an den Offizieren, und auch sie wurden mit einem dreifachen «Hurra!» gefeiert. Kommandant Paludan ging als Erster an Land, so wie damals, als es galt, die Verwundeten an Bord der *Christian VIII.* ihrem Schicksal zu überlassen. Mit seinem Unverstand trug er die Verantwortung für zwei verlorene Schiffe, den Tod von einhundertfünfunddreißig Männern und die Gefangenschaft von weiteren eintausendeinhundert Mann. Und nun wurde er mit Ehrenbezeugungen empfangen. Er war ein Held, wir alle waren Helden. Die Hurrarufe wollten kein Ende nehmen.

Dann ging jeder für sich mit seinem Seesack in die Stadt und suchte sich eine Unterkunft für die Nacht. Schon bald saßen wir auf den Bänken der Wirtshäuser, prosteten uns zu und riefen: «Hurra!» Wir vermissten die Branntweineimer. Hier mussten wir selbst bezahlen, und der Rausch hielt nicht so lange an, wie er sollte.

Am nächsten Tag wurden wir auf den Holm beordert. Der Marineminister hatte verkündet, dass es für die vier Monate Gefangenschaft einen halben Monat Heuer gab. Hinterher mussten wir das Los ziehen. Einige wurden wieder auf die Schiffe der Marine geschickt, während es für die anderen nach Hause ging. Zwei Tage später kamen Laurids, Lille Clausen und Ejnar in Marstal an. In der Kirkestræde hatte man eine Ehrenpforte errichtet, es wurde «Hurra!» für die Heimkehrer gebrüllt und um die Toten getrauert.

Inmitten der Schar, die uns begrüßte, stand ein fürchterlich verunstalteter Mensch. Eines seiner Augen und die rechte Wange fehlten, und der Unterkiefer bohrte sich durch unablässig nässendes Fleisch. Jeder, der ihn sah, wandte den Blick ab, sogar wir, die wir doch an diesem entsetzlichen Tag in der Eckernförder Bucht so viel Schreckliches erlebt hatten.

Erst als er uns begrüßte, erkannten wir ihn an der Stimme.

Es war Kresten.

Ihm war nicht der ganze Kopf abgeschossen worden, wie Torvald Bøn-

nelykke behauptet hatte, nur der halbe. Er hatte bis vor Kurzem in einem Krankenhaus in Deutschland gelegen und war einige Tage vor uns anderen nach Hause geschickt worden. Die Militärärzte hatten versucht, ihn zusammenzuflicken, doch der zerschmetterte Kiefer wollte nicht heilen. Nun wohnte er bei seiner Mutter, deren verloren gegangener Verstand bei ihrem Wiedersehen nicht zurückgekehrt war. Sie fragte auch weiterhin nach ihrem verschwundenen Sohn. Und wenn der arme Kresten beteuerte, er sei es doch, der vor ihr stehe, steckte sie einen Finger in seine hohle Wange, wie der Zweifler Thomas, der seine Hand in die Wunde des Erlösers gesteckt hatte. Aber im Gegensatz zu Thomas wurde sie nicht gläubig, sondern beharrte stattdessen unbarmherzig darauf, dass Kresten so nicht ausgesehen hätte. Und Kresten, der trotz seines entstellten Gesichts Trost und Wiedersehensfreude erwartet hatte, weinte mit dem Auge, das ihm noch geblieben war, und sagte, dass es wohl am besten für alle gewesen wäre, wenn er wirklich, wie von ihm vorausgesagt, den Tod gefunden hätte.

Seinen Ruf als Himmelfahrer bekam Laurids noch einmal für kurze Zeit zurück. Ejnar hatte diese wunderliche Begebenheit in einem Brief beschrieben. Nun wollten sie es alle aus Laurids' eigenem Mund hören, mit Ausnahme von Karoline, die überzeugt war, dass es sich um eine seiner üblichen Geschichten handelte. Die Kinder stellten sich im Kreis um ihn herum auf und riefen: «*Papa tru*, erzähl, erzähl!»

Albert, der Jüngste, schrie am lautesten. Mit leuchtenden Augen sah er seinen Vater an. Die beiden waren sich wirklich sehr ähnlich.

Doch Laurids schaute sie mit diesem neuen, fremden Blick an, den er aus der Gefangenschaft mitgebracht hatte, als wären es nicht seine eigenen Kinder, ja, als wäre allein der Gedanke, dass er überhaupt Nachkommen in die Welt gesetzt haben sollte, vollkommen undenkbar.

So musste Ejnar erzählen, und er erzählte so gut, dass alle glaubten, er hätte es eine ganze Weile geübt. Das Haus war voller Menschen, die gekommen waren, um Laurids zu sehen. Karoline stand in der Küche, um Wasser für den Kaffee aufzusetzen. Sie wandte uns ihren breiten Rücken zu und lärmte mit den Tassen, wie sie es immer tat, wenn sie wütend auf Laurids war. Doch selbst sie kam schließlich in die Stube, um Ejnar zuzuhören.

«Ja, wir vergessen niemals, dass wir für Dänemarks Ehre gestritten haben», sagte Ejnar.

Wir alle nickten und verspürten in diesem Augenblick ein großes patriotisches Gefühl.

Ejnar's nächster Satz verblüffte uns indes.

«Tja, für Dänemarks Ehre», wiederholte er, «aber gefunden haben wir Schande. Mit freudiger Erwartung und unerschrockenem Mut wagten wir unser Leben und unser Blut, um die Ehre unseres Landes zu retten, doch dank eines jämmerlichen Führers verloren wir sie. Wir vergessen niemals, dass wir am Gründonnerstag inmitten von Kugeln, Rauch und Dampf standen und kämpften, fielen und starben; dass wir am Abend wie Sklaven von den Schiffen nach Eckernförde gebracht und in das Haus des Herrn eingesperrt wurden, wo wir ermattet und wie betäubt im Stroh übereinander lagen; dass das Linienschiff *Christian VIII.* in die Luft flog und so viele Unschuldige erstickten; dass wir Karfreitag müde und erschöpft wie die elendigsten Sklaven unter Hohn und Spott nach Rendsburg marschieren mussten und man uns dort wieder in ein Haus Gottes einquartierte und ins Stroh legte; dass wir am Osterfest trockenes Brot essen mussten; dass das Haus des Herrn auf diese Weise zu einem Sklavenhaus wurde, in dem wir Schande und Spott ausgesetzt waren; dass unsere ganze Gefangenschaft eine Kette von langweiligen, traurigen und elenden Tagen war. Das vergesse ich niemals, solange ich lebe.»

«Ich habe Laurids gesehen», fuhr Ejnar fort, «und das wurde meine einzige Hoffnung und mein Trost in der Gefangenschaft. Ich habe Laurids gesehen, wie er mitten vom Deck des brennenden Schiffs zum Himmel fuhr, ganz bis auf die Höhe der Großrahe, und ich habe ihn wieder herunterkommen und auf seinen Füßen landen sehen, und da wusste ich, dass wir unsere Liebsten wiedersehen werden.»

«Ich habe es dir schon einmal gesagt, Ejnar, und ich sage es dir noch mal, es waren die Stiefel.»

Laurids streckte den Fuß vor, so dass wir alle den schweren Seestiefel aus Leder betrachten konnten.

«Es waren die Stiefel, die mich gerettet haben. Das ist die ganze Geschichte.»

«Hast nicht auch den Arsch vom heiligen Petrus gesehen?», fragte der

kleine Schreiner Laves Petersen, denn die Geschichte hatte sich bereits herumgesprochen. Lille Clausen hatte den Mund nicht halten können.

«Sicher, ich habe Petrus' Arsch gesehen», erwiderte Laurids.

Doch seine Stimme klang müde und fern, als hätte er bereits alles vergessen. Wir verstanden sofort, dass wir nicht mehr zu hören bekommen würden. Die meisten von uns meinten im Übrigen, dass jeder Mann seine eigene Hölle hätte, genau wie seinen eigenen Himmel, und dass es sein gutes Recht wäre, ihn für sich zu behalten.

Es war nicht zu übersehen, dass Laurids nicht mehr derselbe war. Wir begriffen, dass der Krieg für ihn ein schlimmes Erlebnis gewesen war und er Dinge gesehen hatte, die niemanden guttun, der sie sieht. Aber er hatte bereits zwei Schiffsuntergänge erlebt, ohne dass es den geringsten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Lille Clausen sagte, die Seeschlacht wäre wie ein Untergang gewesen, nur schlimmer. Ejnar erzählte uns allerdings, dass Lille Clausen den größten Teil der Schlacht mit den Füßen im Wasser verbracht habe und daher mit einer Erkältung davongekommen sei, während anderen der Kopf abgeschossen wurde.

Da niemand von uns je eine Schlacht erlebt hatte, wussten wir nicht, was wir von Laurids' Benehmen halten sollten, und ließen ihn daher in Ruhe.

Karoline war der Ansicht, dass ihr Ehemann sich an Land eine Lebensaufgabe suchen sollte. Dann würden sie und die Kinder ihn häufiger sehen. Sie war besorgt über sein neues Wesen und wollte ihn gern in ihrer Nähe wissen.

Lille Clausen und Ejnar wurden im Laufe des Krieges noch mehrere Male einberufen, kehrten aber immer lebend zurück. Wir wurden es allerdings mit der Zeit leid, Ehrenpforten zu errichten und «Hurra!» zu rufen, und behandelten die Eingezogenen schließlich wie jeden anderen heimkehrenden Seemann.

Auch Laurids wurde einberufen, aber da war er bereits fort. Er war nicht an Land gegangen, wie von Karoline vorgeschlagen, sondern hatte sich auf ebender Elbe nach Hamburg begeben, auf die er während seiner Gefangenschaft in Glückstadt jeden Tag gestarrt hatte. In Hamburg fand er eine Heuer als dritter Steuermann auf einem holländischen Schiff, das mit Emigranten nach Australien wollte. Außer Laurids bestand die Be-

satzung aus drei Holländern und vierundzwanzig Indonesiern aus Java. Es waren einhundertsechzig Passagiere an Bord, und Laurids hatte die Aufgabe, den Proviant auszuteilen und die Rechnungsbücher zu führen. Nach einer halbjährigen Reise kam das Schiff in Hobart Town im Van Diemens Land an. Laurids musterte ab, und seither gab es niemanden, der von Laurids etwas gehört oder gesehen hatte.

\* \* \*

In den ersten beiden Jahren von Laurids' Abwesenheit gab es für Karoline keinen Anlass zur Beunruhigung. Er war schon früher zwei oder drei Jahre fort gewesen, und nicht immer finden Briefe ihren Weg von einem Ende der Erde zum anderen. Die Frauen unter uns, die ja zurückbleiben müssen, leben immer in Ungewissheit. Selbst ein Brief ist kein Beweis, dass sein liebevoller Absender noch am Leben ist. Ein Brief kann monatelang unterwegs gewesen sein. Aber das Meer nimmt ohne Vorwarnung. Doch wir sind so daran gewöhnt, besorgt zu warten und weiterzuleben, dass wir unsere Ungewissheit niemals miteinander teilen. Daher gab es auch niemanden, der Karoline etwas anmerkte, bevor drei Jahre vergangen waren.

Dann stellte ihre Nachbarin in der Korsgade, Dorothea Hermansen, eines Tages die Frage: «Ist es nicht bald Zeit, dass Laurids nach Hause kommt?»

«Doch», antwortete Karoline, mehr sagte sie nicht. Sie wusste, dass eine lange Zeit vergangen war, bevor Dorothea sich entschlossen hatte, diese Frage zu stellen. Und dass sie es nicht getan hatte, ohne zunächst mit den anderen Frauen in der Korsgade zu reden. Die Frage kam der Feststellung gleich, dass Laurids dort draußen bleiben würde.

An diesem Abend weinte Karoline, nachdem die Kinder im Bett waren. Sie hatte schon früher das Gefühl gehabt, weinen zu müssen, aber immer versucht, die Tränen zurückzuhalten. Diesmal gab sie ihnen nach.

Am folgenden Tag versammelten sich die Nachbarinnen in ihrer Stube, um sie zu fragen, ob sie Hilfe brauche.

Nun war Laurids' Fortgang offiziell.

Sie setzten sich, jede mit einer Tasse Kaffee in der Hand, um Karoli-

nes Esstisch. Zunächst sprachen sie knapp und pragmatisch mit ihr, um sich einen Überblick über Karolines Situation zu verschaffen: Viel Familie gab es nicht. Fünf Brüder hatte sie bereits ans Meer verloren, und Laurids' Vater war ebenfalls fort. Dann wurden ihre Stimmen sanft, und sie begannen, Laurids' Eigenschaften als Ehemann und Versorger zu loben.

Karoline begann zu weinen. So gegenwärtig war er ihr in diesem Augenblick, in dem die Worte der anderen Frauen ihn wiederauferstehen ließen.

Die Älteste von ihnen, Hansigne Ahrentzen, nahm sie in den Arm und ließ Karolines Tränen auf ihr graues Beiderwandkleid tropfen. Die Frauen blieben, bis sie sich ausgeweint hatte.

Damit war der erste Besuch beendet, der Karoline in ihren neuen Stand als Witwe einführte.

Nun wurde die holländische Reederei um Auskunft gebeten, aber sie hatten kein Schiff verloren, und Laurids fand sich auf keiner Besatzungsliste.

Die Gnade, eine Grabstätte zu besuchen, mit den Kindern dort vor einem Stein, der seinen Namen trägt, über ihn zu sprechen, die Gedanken abzulenken, indem man Unkraut jätet oder sich vielleicht in ein flüsterndes Zwiegespräch mit dem Toten unter der Erde vertieft, wird einer Seemannswitwe nicht gewährt. Sie bekommt ein offizielles Blatt Papier, in dem ihr mitgeteilt wird, dass das Schiff, auf dem ihr Ehemann angeheuert hatte oder dessen Kapitän oder Besitzer er war, «mit Mann und Maus» untergegangen ist. So steht es dort mit einer Nüchternheit, die unbarmherzig und gefühllos kleine und große Lebewesen auf dem Schiff gleichstellt; an dem und dem Tag, an dem und dem Ort, häufig in großen Tiefen, aus der es keine Hoffnung auf Bergung gibt. Die Fische waren die einzigen Zeugen. Dieses Papier kann sie in der Kommodenschublade aufbewahren. Das ist die ganze Beerdigung, die Ertrunkene bekommen.

Vor der Kommode kann sie ihre Andacht halten. Das ist die Grabstätte, die sie zu besuchen hat. Aber zumindest besitzt sie dieses Papier und damit ein Stück Gewissheit; es ist ein Punkt, aber auch ein Beginn. Das Leben ist nicht wie die Bücher. Es gibt niemals einen letzten Schlusspunkt.

Für Karoline war es nicht so. Sie bekam keine offizielle Mitteilung. Laurids war und blieb fort, aber wo und wie er verschwand, konnte ihr niemand sagen. Die Hoffnung kann wie eine Pflanze sein, die sprießt und wächst und den Menschen am Leben erhält, aber auch wie eine Wunde, die nicht heilen will. Karoline fehlte ein Schlusspunkt.

Man sagt über Tote, die nicht in geweihter Erde begraben sind, dass sie zu Wiedergängern werden, und Laurids begann schon bald umzugehen – allerdings nicht auf Erden. Er wurde zu einem Gespenst in Karolines Herzen und ließ sie nicht zur Ruhe kommen; denn er kannte keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, und schließlich erging es Karoline ebenso. Tagsüber, wenn sie sich eigentlich mit praktischen Dingen beschäftigen musste, hatte sie Sehnsucht. Und nachts machte sie sich ganz praktische Sorgen, obwohl sie eigentlich Ruhe suchen oder sich über ihren Verlust ausweinen sollte – man sah es ihr an. Sie wurde schwächling und grau, als bestünde sie aus dem gleichen Stoff wie das Gespenst in ihrem Herzen.

Nur ihre Hände verloren nie ihre Stärke. Mit ihnen konnte sie Wasser aus dem Brunnen schöpfen und jeden Morgen in der Küche das Feuer schüren, waschen und Kleider stopfen, weben, Brot backen und vier Kinder aufziehen, denen sie Ohrfeigen verpasste, die laut genug schallten, um die Erinnerung an den verschwundenen Laurids wachzuhalten.

## DER TAMPEN

Es war unmittelbar nach dem Sommer, die Hitze steckte uns noch in den Knochen, wir sehnten uns ans Wasser und liefen nach der Schule hinunter zum Hafen, um mit einem Kopfsprung hineinzuhechten; manchmal gingen wir auch auf die Halbinsel. Nach dem Schwimmen ließen wir uns im warmen Sand trocknen, wobei wir uns über Lehrer Isager unterhielten. Die Neuen meinten, er sei gar nicht so schlimm. Ein Umdrehen des Ohrs oder ein Schlag auf den Kopf, das fiel doch kaum ins Gewicht. Das passierte doch auch zu Hause.

Aber die Älteren sagten: «Wartet's nur ab. Zurzeit hat er gute Laune.»

«Er hat sehr anständig von meinem Vater gesprochen», sagte Albert.

«Na und, und was hat dein Vater über ihn gesagt?», wollte Niels Peter wissen.

«Er hat gesagt, Isager wäre ein wahrer Teufel mit 'nem Tampen.»

Die Mutter hingegen hatte erklärt, dass man den Schullehrer nicht als Teufel bezeichnen dürfe, und Vater hatte widersprochen: «Ja, du kannst so etwas leicht sagen. Ihr Mädchen habt Isager ja auch nie gehabt.»

Der Gedanke an seinen Vater ließ Tränen in Alberts Augen treten. Er blinzelte und sah auf den Boden. Er hatte das Gefühl, als wäre seine Nase verstopft; mit einer brüsken Handbewegung wischte er sie ab. Wir sahen seine Tränen, aber niemand von uns zog ihn auf. Es gab viele Jungen in unserer Stadt, die ihren Vater ans Meer verloren hatten. Unsere Väter waren häufig weg, aber plötzlich waren sie für immer fort. Das war der ganze Unterschied, ob man einen toten oder einen lebendigen Vater hatte. Kein sonderlich großer Unterschied, aber groß genug, um zu weinen, wenn niemand es sah.

Einer von uns schlug Albert auf die Schulter und sprang auf.

«Wer ist Erster?»

Und dann rannten wir um die Wette und warfen uns ins Wasser.

Jeden Sommer verbrachten wir am Strand mit seinem Saum aus getrocknetem Tang, der unter unseren nackten Füßen knirschte und stach, seinem Teppich aus zerbrochenen Miesmuschelschalen, seinem grünlich schimmernden Sandgrund und seinen wogenden Wäldern aus Blasen tang und See gras unter der Wasseroberfläche.

Mit dreizehn gingen wir zur See. Einige von uns kehrten niemals zurück. Doch jeden Sommer gab es neue Jungen am Strand.

An einem Tag im August lagen wir im warmen Sand auf dem Bauch und schmeckten unsere salzige Haut, die noch immer sommerlich braun war. Wir sprachen über Jens Holgersen Ulfstand, der unter König Hans in einer Seeschlacht die Lübecker besiegt hatte, über Søren Norby, Peder Skram und Herluf Trolle, die alle auf dem Meer gekämpft hatten, in dem wir gerade geschwommen waren. Über Peder Jensen Bredal, der bei Als mit einer Musketenkugel in der Brust fiel, über Christian IV., der an Bord der *Spes* die Hamburger aus Glückstadt vertrieb, einer Stadt, die er selbst hatte bauen lassen und in der unsere Väter später gefangen gehalten worden waren.

Aber darüber sprachen wir nicht.

Am liebsten redeten wir allerdings über Tordenskjold, der eine ganze Nacht vor der Küste von Ærø und Als die *Vita Örn* gejagt hatte, eine schwedische Fregatte mit dreißig Kanonen an Bord, obwohl er selbst auf der *Løvendals Galej* nur über zwanzig verfügte. Wir wussten alles über seine Großtaten bei Dynekilen, Marstrand, Göteborg oder Strömstad, wo so viele seiner tapferen Männer starben, während er stets mit dem Leben davonkam, obwohl er sich selbst nicht schonte.

«Diesmal nicht!», riefen wir und dachten daran, wie ihn am Strand bei Torrekov in Schonen drei schwedische Dragoner umringt hatten und er sich allein durchschlug, um dann mit einem scharf geschliffenen Degen im Mund durch die Brandung zu schwimmen.

Wir dachten daran, wie er fast einen ganzen Tag lang gegen einen englischen Kapitän gekämpft hatte, mit nur einer einzigen Pause zwischen Mitternacht und Morgengrauen, bis er schließlich dem zusammengeschnittenen Feind mitteilen ließ, dass ihm das Pulver ausgegangen sei.

Und dann bat er darum, sich ein wenig Pulver leihen zu dürfen, um den Kampf fortzusetzen.

Der englische Kapitän kam mit einem Glas Wein in der Hand an Deck und brachte ein siebenfaches Hurra auf seinen dänischen Gegner aus. Tordenskjold holte sich auch einen Wein, und dann brachen sie in gegenseitige Hurrarufe aus.

Das gefiel uns, aber am besten gefiel uns seine Bemerkung, als in schwerem Wetter der Fockmast der *Løvendals Galej* über Bord ging und er mit seinem «He, es geht doch prächtig!» den Sturm übertönte und seinen Männern neuen Mut gab.

Wir gingen über die Landzunge nach Hause. Auf der anderen Seite lag das Wasser, das wir das kleine Meer nannten. Weit entfernt konnten wir die an den schwarz geteerten Pollern vertäuten Schiffe im Hafen sehen. Es waren ein paar von den alten Beltbooten, zwei Frachtsegler, eine Galeasse und der Gaffelschoner *Johanne Karoline*, den wir normalerweise nur «die Unvergleichliche» nannten. Mit der Kennermiene von Erwachsenen einen Schiffstyp vom anderen zu unterscheiden, dieses Alphabet kannten wir, lange bevor Isager begann, uns die Buchstaben in den Kopf zu prügeln. Wir badeten auch im Hafen und stachelten uns an, immer tiefer zu tauchen, bis hinunter zu den mit Muscheln bewachsenen Kielen der Schiffe. Die Hände voller Muschelschalen, tauchten wir wieder auf.

Hinter dem Hafensperrwerk erhob sich die Stadt, der viereckige Kirchturm mit seinem Dachreiter, dessen schlanke Spitze sich wie ein Mast ohne Segel und Takelage in den Himmel reckte. In diesem Moment fingen die Kirchenglocken ein lang gezogenes Lebewohl zu läuten an. Ein Leichenzug kam die Kirkestræde entlang. Ganz vorn gingen Mädchen, die Blumen auf das Pflaster streuten. Es war die alte Ermine Karlsen aus der Snaregade, die ihren Mann und ihre beiden Söhne überlebt hatte. Ob die Glocken eines Tages auch für uns läuten würden, wussten wir nicht. Der Tod war uns gewiss, aber ertranken wir im Meer, würden wir niemals zum Friedhof getragen werden.

\* \* \*

In der ersten Woche nach den Sommerferien ignorierte uns Lehrer Isager. In seinen Bewegungen und Worten lag eine Art schläfrige Routine, als hätte er, ohne richtig wach zu sein, das Bett verlassen und würde noch immer in den Resten eines angenehmen Traums schweben. Mit Schlafrock und Pantoffeln bekleidet, ging er von der Lehrerwohnung hinüber zur Schule, wobei er die Füße nachzog. In der Gesäßtasche seines Schlafrocks lag der Tampen, zusammengerollt wie eine Kreuzotter, die in der Sonne döst.

Isager war seit achtundzwanzig Jahren Lehrer, und unter unseren Vätern gab es niemanden, der den Biss der Kreuzotter nicht zu spüren bekommen hätte. Viele von uns trugen die Narben noch immer. Sie waren wie eine Tätowierung, die wir bekamen, bevor wir zu Männern wurden.

Das schöne Wetter hielt sich bis in den September, und genauso verhielt es sich mit Isagers Güte. Er fragte uns so gut wie nie ab, schlug uns nur selten und niemals so hart, dass Tränen oder Blut flossen. Der Tampen, der berüchtigte, infame Tampen, blieb in der Gesäßtasche. Er las aus *Balles Lehrbuch* vor und unterschied nicht zwischen denen, die gerade erst eingeschult waren, und denen, die bereits fünf Jahre in der Schule zugebracht hatten. Er las uns aus den ersten drei Kapiteln vor, über Gott und seine Eigenschaften, über Gottes Taten und die menschliche Verderbnis durch die Sünde, doch als er zum vierten Kapitel kam, das von der Erlösung des Menschen durch Jesu Christi Auferstehung handelte, hörte er auf und erklärte, dass wir diese Stelle jetzt nicht zu hören brauchten, da er den Rest des Buchs für ziemlichen Unfug halte.

Stattdessen erzählte er biblische Geschichten, am liebsten die Geschichte von Jakob und seinen zwölf Söhnen, bei der sein Blick jedes Mal weich wurde und er murmelte: «Ich habe doch auch zwölf Söhne, genau wie Jakob.»

Weil wir gut zuhörten, verstanden wir, dass Jakob ein Betrüger war, der seinen eigenen Bruder, Esau mit den behaarten Armen, bestohlen und seinen Vater belogen hatte, den blinden Isaak. Er zeugte Kinder mit vier verschiedenen Frauen, Rahel, Lea, Bilha und Silpa, und wenn die eine ihm keine Kinder gebar, schlief er einfach mit einer anderen. Er prügelte sich mit einem Engel und hinkte nach dieser Schlägerei. Dann wurde er von Gott gesegnet. Es war eine merkwürdige Geschichte, aber das wagten wir Isager nicht zu sagen.

Isager hatte zwei Söhne, Josef und Johan, die noch zur Schule gingen. Aber nur Josef hatte er nach einem der zwölf Söhne Jakobs benannt. Wir erklärten den beiden, dass der Held ihres Vaters ein Lügner sei, ein Dieb und ein Hurenbock. Johan heulte. Das tat er immer, denn Josef schlug ihn jeden Tag. Tränen, so dick wie Wachstropfen, traten aus seinen unnatürlich großen Augen. Josef ballte die Fäuste, gab ihm eine Kopfnuss und erwiderte, ihr Vater sei kein Hurenbock, sondern bloß dumm und versoffen.

So redeten wir nie über unsere Väter. Danach ließen wir Isagers Söhne jedoch in Ruhe.

Mitte September türmten sich die Wolken über der Insel. Der Wind kam aus Osten. Da wussten wir, dass es mit dem schönen Wetter vorbei war. Bald war der ganze Himmel von einer schiefergrauen Schicht überzogen, und Isagers Stahlbrille presste sich gegen die Nasenwurzel. Einige von uns glaubten, dass Isagers Stimmungswechsel vom Wetter abhingen, also war das Erste, was wir jeden Tag auf dem Weg zur Schule taten, einen Blick gen Himmel zu werfen. In den Wolkenformationen suchten wir nach Zeichen. Es war eine unsichere Meteorologie, und selbst deren eifrigste Anhänger mussten einräumen, dass Isager und die Wolken nicht immer übereinstimmten.

An diesem Tag Mitte September taten sie es. Isager hatte den Schlafrock ausgezogen und trug einen schwarzen Leibrock mit Rockschoßen, den wir seine «Kampfuniform» nannten. Seine Stiefelabsätze knallten auf das Kopfsteinpflaster, als er den Hofplatz zwischen seiner Amtswohnung und der Schule überquerte. In der rechten Hand hielt er den Tampeinsatz bereit. Er postierte sich am Eingang des Schulgebäudes und versetzte jedem Einzelnen von uns einen Schlag in den Nacken, dass wir über die Türschwelle segelten.

Wir hatten uns in einer Reihe aufzustellen, um die Schläge zu empfangen. Wir waren siebzig Jungen in Isagers Klasse und mussten durch diese Tür, einer nach dem anderen. Unsere Kopfhaut konnten wir gegen Schläge abhärten. Ohnehin waren die Ältesten unter uns Raufereien gewohnt und ertrugen viele Prügel. Doch unsere ängstlichen Herzen konnten wir nicht abhärten. Ein Schlag, der vorhersehbar ist, schmerzt immer mehr als ein unerwarteter.

Die Kleinsten in der Klasse bekamen ein Zucken um den Mund, noch bevor sie Lehrer Isager erreichten. Der Schlag in den Nacken war ihre Taufe.

In der Klasse erwartete sie noch Schlimmeres.

Wir begannen den Unterricht, indem wir *Vergangen ist die dunkle Nacht* anstimmten. Isager sang mit einer blökenden Stimme vor. Eigentlich war er auch Küster, aber er musste den Hilfslehrer Nothkier bezahlen, damit der sonntags in der Kirche sang. Die Gemeindeglieder hatten geschworen, auf der Stelle die Kirche zu verlassen, sollte Isager den Mund aufmachen und singen. Das war zu viel für seine Eitelkeit gewesen. Aber in der Schule hatten wir keine Wahl, und doch lernten wir, seine Stimme zu schätzen und zu hoffen, dass der schleppende Psalm aus unendlich vielen Versen bestand. Denn solange Isager sang, prügelte er nicht.

Während er sang, schritt er rastlos auf und ab. Er konnte den Psalm auswendig, dennoch hielt er das aufgeschlagene Gesangsbuch dicht vor der Nase. Hinter dem Buch glitt sein Raubtierblick hin und her. Als er die letzten Zeilen beendete, «Gott gib uns Glück und guten Rat, sein Gnadenlicht er sende», weinten einige von uns. Der Psalm hatte ihr Weinen übertönt. Nun war es wieder zu hören.

Es war der Schlag in den Nacken, der die Tränen hatte fließen lassen. Und es war der Schrecken, der sie weiterfließen ließ.

Albert stand mit zusammengedrücktem Mund da und starrte mit einem grübelnden Blick auf Isagers Brille. Er bekämpfte seinen Schreck mit Konzentration.

Isager bekam einen aufmerksamen Gesichtsausdruck. Wieder schweifete sein Blick suchend umher. Er übertrieb es, als handelte es sich um ein Komödientenspiel. Zuerst ging er auf Albert zu und sah ihm direkt ins Gesicht. Albert war einer der Jüngsten, und immer waren es die Kleinen, die Schwierigkeiten machten. Albert blickte starr vor sich hin. Isager ließ ihn in Ruhe und ging weiter.

Wir waren ein großer Haufen. Er nannte uns nie beim Namen, sondern rief uns mit einem «Du da!» oder einem Schlag auf. Sein Tappen kannte uns besser als er.

Es wurde still in der Klasse. Die Weinenden hielten sich die Hand vor den Mund, entsetzt bei dem Gedanken an all das Unglück, das der

kleinste Laut über ihren Köpfen auslösen könnte. Dann war irgendwo ein keuchendes Schluchzen zu hören, die Hand vor dem Mund hatte nicht ausgereicht. Durch Isager ging ein Ruck. Er kniff die Augen hinter den Brillengläsern zusammen und ließ den Blick umherschweifen.

«Mund halten!», brüllte er.

«Lehrer Isager», sagte Albert, «es war nicht richtig von Ihnen, uns zu schlagen. Wir haben doch überhaupt nichts getan.»

Isager erbleichte. Sogar seine rote Nase verlor ihre Farbe. Er knöpfte den Leibrock auf. Das war das Zeichen. Den Tampen hatte er die ganze Zeit über festgehalten, das Gesangbuch in der einen Hand, das Werkzeug der Strafe in der anderen. Gerade noch hatte er vom Glück, dem Rat Gottes und dem Licht der Gnade gesungen. Nun war die Zeit der Drohungen gekommen. Er entrollte den Tampen mit einer geübten Bewegung. Wäre es eine Peitsche gewesen, hätte sie geknallt.

«Bei meiner höchsten Ehre, nun sollt ihr eure Strafe empfangen!»

Er atmete bereits schwer. Mit einem Griff am Pullover wurde Albert aus der Bank auf den Boden gezerrt. Ein Griff am Hosenbund und Isager hielt ihn zwischen seinen Beinen fest. Den ganzen langen, leeren Sommer über, in dem lediglich Josef und Johan seine Opfer waren, hatte er seine Kräfte aufgespart. Er besaß die Fertigkeit, die drei Jahrzehnte Übung verleihen, und der Tampen traf mit größtmöglicher Effektivität.

Albert schrie erschrocken auf. Noch nie hatte er das Tau zu spüren bekommen. Laurids hatte selten geschlagen, und von der Mutter gab es meist nur Ohrfeigen. Das kannte er. Nun aber wurde er auf die Knie gezwungen. Er wand sich, um sich aus Isagers Griff zu befreien.

«Nun, aufsässig bist du auch noch», zischte Isager, und mit einem Griff in die Haare riss er ihn auf die Beine. Er sah ihm ins Gesicht.

«Aufsässig», wiederholte er und schlug ihm mit dem Tampen über die Wange.

Dann ging er auf den Nächsten los.

Ganz hinten im Klassenzimmer kletterte eine Gruppe aufs Fensterbrett und bemühte sich, die Fensterhaken zu öffnen. Isager entdeckte es zu spät. Das Fenster stand bereits sperrangelweit offen; die Jungen sprangen in den Hof und liefen zum Tor hinaus. Isager stand da, den Tampen zum Schlag erhoben. Der Junge zwischen seinen Beinen riss sich los und rannte panisch durch die Klasse. Währenddessen bahnte

sich Isager den Weg zum anderen Ende des Klassenraums. Er schlug mit dem Tampen nach beiden Seiten.

«Beeilt euch, beeilt euch! Er kommt!», riefen wir warnend.

Noch einer schaffte es, aus dem Fenster zu springen. Dann hatte Isager sie erreicht. Er prügelte auf die Letzten ein, bevor er sie vom Fensterbrett zog. Der Tampen traf uns bald an den Beinen, bald am Rücken, an den Armen oder ins bloße Gesicht. Einer krümmte sich am Boden zusammen, wobei er die Arme über den Kopf hielt. Isager schlug ihn hart auf den Rücken und trat ihn dann in die Seite.

Hans Jørgen bekam den Arm des Lehrers zu fassen. Er war ein großer, kräftiger Bursche, der nächstes Jahr konfirmiert werden sollte.

«Willst du Hand an deinen Lehrer legen, du Lümmel!», brüllte Isager und kämpfte, um sich zu befreien.

Niemand kam Hans Jørgen zu Hilfe. Wir wagten es nicht, obwohl wir genügend gewesen wären, um Isager zu überwältigen. Alle siebzig hätten wir auf ihn springen und ihn mit unserem Gewicht ersticken können. Doch so dachten wir nicht. Er war ja der Lehrer. Die meisten blieben verängstigt auf ihren Plätzen sitzen. Sie wussten, dass sie bald dran waren. Und dennoch rührten sie sich nicht.

Albert ging nah an die Kämpfenden heran. Er taxierte Isager, der ihn nicht bemerkte. Er war zu sehr damit beschäftigt, sich aus Hans Jørgens Griff zu winden. Albert stand da und schaute ihn mit dem gleichen abschätzenden Blick an, mit dem er Isagers Brille betrachtet hatte. Seine Wange war nach dem Schlag mit dem Tampen rot und geschwollen. Plötzlich trat er zu. Er hatte Holzschuhe an und traf Isager am Schienbein. Isager stieß ein Brüllen aus, und Hans Jørgen nutzte die Gelegenheit, um ihm den Arm umzudrehen. Mit einem Aufstöhnen ging der Lehrer in die Knie.

Jetzt hätten wir uns auf ihn stürzen können. Aber ein derartiger Gedanke lag uns fern. Isager war ein Ungeheuer, aber ein Ungeheuer, das nicht getötet werden konnte.

Er kniete am Boden und brüllte wie ein krankes Tier. Wir alle wussten von unseren Kämpfen untereinander, dass dies der Augenblick war, an dem ein Kampf endete. Wenn jemand auf den Knien lag, den Arm auf dem Rücken, forderten wir ihn auf, um sein Leben zu betteln, um Vergebung zu bitten oder sich auf irgendeine andere Weise selbst zu de-

mütigen. Wir konnten uns ja schlecht gegenseitig den Arm brechen, an diesem Punkt war eine Rauferei ganz einfach zu Ende. Doch mit Isager endete es immer unentschieden. Es gab nichts, was wir nicht lieber getan hätten, als ihm seinen verdammten Tampenarm zu brechen. Aber wir konnten es nicht. Unsere Unschlüssigkeit brachte uns um den Sieg. Es gab keinen Erwachsenen unter uns, der hätte sagen können: «Gebt ihm den Rest!» Dann hätten wir es getan. Doch Isager war der Erwachsene, und wir ließen ihn gehen. Nicht einmal eine bescheidene Bitte um Gnade zwangen wir ihm ab.

Hans Jørgen trat einen Schritt zurück. Isager sah ihn nicht an. Er klopfte sich den Staub von den Knien. Dann schnappte er sich den Nächststehenden. Es war Albert, der am selben Tag ein zweites Mal zwischen seine Beine musste. Hans Jørgen wagte er nicht anzufassen.

Isager hatte an diesem Tag noch eine Reihe weiterer Handgemenge zu überstehen. Nicht alle fanden sich mit seinen Grausamkeiten ab, doch die meisten von uns lagen mit zusammengebissenen Zähnen zwischen seinen Beinen und ließen den Tampen über sich ergehen.

Dann trat er schwer atmend ans Katheder. Er bekam kaum noch Luft. Er war kein junger Mann mehr, und siebzig Burschen zu verprügeln war harte Arbeit, aber er hatte es geschafft. Er stützte sich mit der linken Hand aufs Katheder. Den Tampen hielt er noch immer fest in der Hand.

«Ihr unverschämten Lümmel, ihr sollt noch eine Abreibung bekommen», keuchte er.

Aber er war zu müde, seine Drohung in die Tat umzusetzen.

Die Brille saß noch immer auf der Nase. Sogar in dem Gerangel mit den großen Burschen hatte sie ihre Position auf der Nasenwurzel nicht verändert.

Es war Albert, der das Geheimnis der Brille entschlüsselte. Saß sie ganz vorn auf Isagers Nase, würde es ein ruhiger Tag werden, der kleinere und schnell heilende Spuren auf unseren Gesichtern und Händen hinterließ. Balancierte sie in der Mitte der Nase, war nicht abzusehen, wie sich der Tag entwickeln würde. Saß sie aber auf die Nasenwurzel gepresst, würde der Unterricht sich auf die weichsten, empfindlichsten und doch am wenigsten gelehrigen unserer Körperteile konzentrieren, und es war Meister Tampen, der das Pensum des Tages diktierte.

Diese Entdeckung sicherte Albert einen gewissen Ruhm, und wir alle hatten das Gefühl, dass unser neues Wissen ein großer Fortschritt in dem ewigen Krieg gegen Isager bedeutete.

Es war ein Krieg, der seine Spuren hinterließ. Wir hatten nach den Schlägen mit der Linealkante Narben an der Kopfhaut. Wir hatten geschwollene Finger, die kaum eine Schreibfeder halten konnten, weil er uns mit dem Tappen auf die Finger schlug, wenn ihm die Schrift nicht gefiel. Das nannte er Dukaten austeilen, und Dukaten teilte er auch an den Tagen großzügig aus, an denen die Brille ganz vorn auf der Nase saß. Wir hinkten und bluteten, wir waren blau und gelb, voller blutunterlaufener Striemen, und immer tat uns irgendeine exponierte Stelle weh.

Doch das war nicht das Schlimmste, was er uns antat.

Er hinterließ sein Zeichen auf eine andere und furchtbarere Weise: Er brachte uns dazu, ihm ähnlich zu werden.

Wir taten schreckliche Dinge, und wir begriffen es in dem Moment, in dem wir uns um den Beweis unserer Untat versammelten. Es war wie eine Bürde, von der wir uns nicht befreien konnten.

Er pflanzte uns einen nicht zu stillenden Blutdurst ein.

\* \* \*

An einem Herbsttag, an dem der Wind die letzten Blätter von den Bäumen riss, standen wir verprügelt und vor Schmerzen stöhnend in der Kirkestræde und suchten nach etwas, um uns abzulenken, als er plötzlich vorbeiwatschelte: Isagers Hund, ein kurzbeiniges, aufgeschwemmtes Wesen von unbestimmbarer Rasse. Sein kurzes Fell war weißgrau. Unten am Bauch sah er rosa wie ein Schwein aus. Wir hatten Karo auf Frau Isagers Arm sitzen sehen. Sie war ebenso feist wie er, mit Augen, die von den Fettmassen der Wangen wie bei einem Chinesen zu Schlitzzen zusammengepresst wurden.

Wir wussten nicht viel über sie, obwohl wir sie im Verdacht hatten, die Ursache all unseres Unglücks zu sein. Man erzählte sich, dass sie Isager regelmäßig mit ihren großen Schinkenpranken verprügelte; und

esieß, dass diese Demütigungen seine Brille auf die Nasenwurzel rutschen ließen.

Nun lief der Hund mit einer Miene über die Straße, als wäre er daheim in der Stube, und möglicherweise nahm er es sogar an, denn es gab niemanden unter uns, der ihn schon einmal allein in der Stadt hatte herumlaufen sehen.

«Karo», sagte Hans Jørgen und schnippte mit dem Finger.

Der Hund blieb stehen. Sein Unterkiefer stand vor, die Zunge hing ihm zwischen den Lefzen heraus. Wir spürten, wie in uns die Wut aufstieg. Plötzlich hassten wir ihn. Der fette Lorentz trat nach ihm, aber Hans Jørgen hob die Hand. Dann begann er, den alten Kinderreim zu singen, den wir immer gesungen hatten, als wir noch klein waren, wenn wir eine Schnecke dazu bringen wollten, ihre Fühlhörner auszufahren. Wir fassten uns bei den Händen und tanzten um Karo herum.

«Niels, Niels, Schneckenhorn,  
Hier ist ein Mann, der kauft dein Korn,  
und kommst du nicht raus,  
so wirst du verbrannt.»

Karo hüpfte bellend umher.

«Komm!», rief Hans Jørgen aufmunternd und fing an zu laufen.

Das dicke Vieh watschelte in freudiger Erwartung hinter ihm her. Wir umringten es und liefen die Markgade hinunter. Jeder, der an uns vorbeikam, sah nichts anderes als eine Gruppe rennender Jungen.

Wir überquerten die Vestergade. Vor uns lag die Reeperbahn. Weiter draußen kamen die Felder. Hier strolchten wir herum, wenn wir uns austoben wollten und die Stadt uns zu klein wurde. An den Wegen standen uralte, gestutzte Pappeln, die das Alter hatte bersten lassen. An ihnen markierten wir unser Eigentumsrecht mit Nägeln und Brettern. Wir verwandelten sie in Hütten mit Treppen, Räumen und Decken. Sie waren unsere Burgen, von denen aus wir über die Felder herrschten. Doch wir mussten sie jedes Mal aufs Neue erobern, denn die Bauernjungen glaubten ebenfalls ein Anrecht auf sie zu haben. Sie waren Söhne der Scholle, schwerfällig und mürrisch, und erhoben ein Erstgeburtsrecht auf die ausgedehnten Felder.

Doch wir waren in der Überzahl. Wir kamen nur als Gruppe hierher, stets kampfbereit, und verließen die Felder als Sieger. Sie waren die Eingeborenen, und sie verteidigten ihr Land mit der Verbissenheit von Wilden. Aber wir waren die Stärkeren und erwiesen ihnen keine Gnade.

«Kann er so weit laufen?», fragte Niels Peter.

Der Sabber hing Karo in Fäden aus seiner schwarzen Schnauze, während er mühsam weiterrannte, um mit uns Schritt zu halten. Das war etwas anderes als das Leben als Schoßhund daheim bei der fetten Lehrgemahlin.

«Wenn Lorentz es kann, kann Karo es auch», sagte Josef und schlug Lorentz hart auf die gut gepolsterte Schulter. Lorentz' Kopf war nach dem Lauf rot vor Anstrengung. Er holte mit einem keuchenden Geräusch Atem, Schultern und Brustkasten hoben und senkten sich, als hätte irgendetwas in ihm ein Loch bekommen. Sein Gesicht war in Fett gebettet, und wenn wir ihm kräftig auf die Wange schlugen, wackelte alles so komisch. Nur seine fleischige Nase blieb an ihrem Platz, während die Lippen zitterten. Sein Blick bekam einen Ausdruck, als wollte er für seine beschämende Fülle um Entschuldigung bitten.

«Seht ihn euch an, ist er nicht widerlich!», sagte der kleine Anders und zeigte auf Karo. «Er sabbert ja, pfui!»

«Und Beine hat er wie eine Kommode. Das soll ein Hund sein?»

Karo antwortete mit einem munteren Bellen. Er hatte Gesellschaft und keine Ahnung, was ihn erwartete. Wie sollte es auch, das unschuldige Vieh? Doch unschuldig war Karo in unseren Augen eben nicht. Er war der Hund von Lehrer Isager. Diesem Hass, den wir gegen unseren Plagegeist hegten, konnte sich auch sein Hund nicht entziehen. Während wir neben Karo herliefen, wiesen wir uns auf die zahlreichen Ähnlichkeiten zwischen der hässlichen, flach gedrückten Schnauze und der Erscheinung des Lehrers hin.

«Es fehlt nur die Brille», meinte Albert, und wir anderen lachten.

Wir liefen in Richtung der hohen, lehmigen Steilküste bei Drejet, aber bevor wir dort ankamen, war Karo die Puste ausgegangen. Er war es nicht gewohnt, sich weiter als von seinem Hundekorb zum Futternapf und wieder zurück zu bewegen. Nun machten seine kurzen Kommodenbeine schlapp, und er legte sich sabbernd vor Anstrengung auf den Bauch.

Aber noch durfte er nicht aufgeben.

Was wir vorhatten, konnten wir nicht inmitten der offenen Felder tun.

Hans Jørgen hob ihn auf und hielt ihn im Arm. Karo leckte ihm glücklich übers Gesicht, und Hans Jørgen schnitt eine Grimasse.

«Pfui!», brüllten wir im Chor.

Dann rannten wir weiter. Unsere Erregung stieg. Wir konnten nicht länger warten. Wir liefen den ersten Hügel hinunter, dann den nächsten wieder hinauf, bis an den Rand der Steilküste. Es war eine Stelle, die uns schon immer angezogen hatte. Es war so schwindelerregend tief bis zu dem mit Steinen bedeckten Strand, und das Meer erstreckte sich in alle Richtungen. Für uns war es ein Mysterium, wenn wir auf der Steilküste standen und über das Wasser starrten. Wir wussten, dass es unser eigenes Leben war, das wir vor uns ausgebreitet sahen. Wir kamen häufig hierher und wurden immer still bei diesem Anblick.

Die Steilküste fiel nicht an allen Stellen senkrecht ab. Sie war abschüssig, aber in der fetten lehmigen Erde wuchsen Breitblättriges Knabenkraut, Schafgarbe und Rainfarn. Wir konnten uns über den Rand des Steilhangs in den leeren Raum werfen und fanden einige Meter weiter unten wieder Halt. Hinuntergehen konnten wir nirgends, aber mit Vorsicht ließ sich die Steilküste dennoch besiegen, nicht immer ohne Schrammen, aber um die Lebensgefahr ging es ja, wenn wir dort herumkletterten.

Nun standen wir an der Kante und schauten über die Ostsee. Hans Jørgen hatte noch immer Karo im Arm. Er bellte wieder. Er glaubte sicher, wir wollten ihm die ganze Welt zeigen. Wir hatten nichts verabredet. Das war auch nicht nötig. Wir wussten alle, was passieren sollte.

Hans Jørgen hielt Karo an den Vorderbeinen und schwang ihn vor und zurück. Der Schmerz ließ ihn nach Hans Jørgen schnappen, doch sein massiver Hals war zu kurz. Er biss mit seinen kleinen, gefletschten Zähnen in die Luft, wobei er halb fiepte, halb knurrte. Seine Hinterbeine zappelten in der Luft, als ob sie nach Halt suchten.

«Niels, Niels, Schneckenhorn!», rief Hans Jørgen, und wir stimmten ein.

«Hier ist ein Mann, der kauft dein Korn!»

Hans Jørgen ließ los, und Karo segelte in hohem Bogen dem wolken-

bedeckten Herbsthimmel entgegen, um dann sehr tief auf die Steine des Strandes zu fallen. Sein fetter Körper zuckte und wand sich. Es sah so komisch aus. Wir standen ganz am Rand des Steilhangs, um zu sehen, wie er auf dem Strand aufschlug. Zunächst hörten wir nichts. Er lag reglos auf der Seite. Dann kam so etwas wie ein Wimmern, kein Heulen, sondern ein Klagen wie von jemandem, dessen Kräfte erschöpft sind. Langsam drehte Karo sich um, bis er auf dem Bauch lag. Er versuchte, auf die Beine zu kommen, doch vergeblich. Sein Hinterleib bewegte sich nicht. Nur die Vorderbeine krabbelten los. Er versuchte es wieder und wieder, und die ganze Zeit konnten wir ihn hören. Karo klang mehr wie ein Kind als ein Tier, und dieser schneidende, gleichzeitig dünne wie durchdringende Ton war der Auslöser.

In diesem Augenblick starb jäh der Triumph in uns.

Wir sahen uns an. Wir kletterten den Steilhang hinunter, jeder für sich. Wir waren nicht länger eine Gruppe. Die meisten von uns wären am liebsten nach Hause gelaufen und hätten alles über Karo vergessen. Aber Hans Jørgen war der Anführer, also folgten wir ihm. Wir passten nicht besonders gut auf. Der kleine Anders rutschte aus und kullerte mehrere Meter hinunter. Dann schlug er auf einen Stein und kam weinend wieder auf die Beine. Wir waren übel zugerichtet, als wir Karo umringten, der noch immer auf diese unheimliche, kaum auszuhaltende Art jaulte.

Er sah uns an und leckte sich mit seiner kleinen rosafarbenen Stummelzunge die Schnauze. Er sah beinahe heiter aus in diesem Moment, als hätte er uns überhaupt nicht im Verdacht, die Ursache seines Unglücks zu sein, sondern erwartete stattdessen, dass alles wieder gut würde. Er wedelte nicht mit dem Schwanz, aber das lag wohl daran, dass sein Rückgrat gebrochen war.

Wir standen in einem Kreis um ihn herum. Jetzt gab es niemanden mehr, der Lust hatte, nach ihm zu treten. Er sah so unschuldig aus. Er hatte ja auch nichts getan, und nun lag er da und jaulte mit seinem gebrochenen Rückgrat.

Albert hockte sich neben ihn auf die Knie und streichelte ihm über den Kopf.

«Na», sagte er in einem tröstenden Ton, und wir alle hätten ihn gern gestreichelt.

Wenn er in diesem Augenblick doch nur noch einmal versucht hät-

